Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 7 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 26. Juli 1907

Die Politik als Beruf.

Von Werner Sombart.

Das politische Leben weist große Verschiedenheiten auf, nicht nur nach den Sphären, in denen es sich abspielt, nach den Gebieten, auf denen die politische Tätigkeit sich vollzieht, sondern ebenso große und vielleicht noch gründlichere je in den verschiedenen Zeitepochen, in denen sein Artcharakter als Ganzes wechselt. So trägt auch das politische Leben der Gegenwart (in den Kulturländern, versteht sich) übereinstimmende Züge, die es von dem aller früheren Zeit unterscheidet und die aus den Grundbedingungen moderner Staaten sich zwanglos erklären.

Alles politische Leben der Vergangenheit spielte sich entweder ab in großen Staaten, die dann aber stets despotisch — „absolut" — regiert wurden (ohne Anteilnahme des Volkes). So alle orientalischen Despotien, die großen Reiche Ostasiens, das römische Kaiserreich, die modernen Großstaaten bis zum Beginn der konstitutionellen Aera.

Oder — wo das Volk an der Regierung Anteil nahm — waren es kleine Gemeinwesen von höchstens der Größe einer Mittelstadt in unserer Zeit, so die Dorfgemeinschaften, die Stadtgemeinden und Stadtstaaten des Altertums oder des europäischen Mittelalters.

Damit war die Stellung des Bürgers zur Politik von vornherein auf natürlichem Wege bestimmt: in den Absolutien hatten die Staatsangehörigen selbstverständig gar keinen Anteil am politischen Leben, in den Demokratien ebenso selbstverständig nahmen sie teil. Die Betätigung im politischen Leben steht hier für jeden (Voll-)Bürger ebensowenig in Frage wie seine Betätigung in seinem Hause oder seinem bürgerlichen Berufe. Der einzelne fühlt sich als Glied des Gemeinwesens, dessen Gestaltung und Schicksale seine eigenen sind. Er wird in diesem Sinne als „politisches Tier" bezeichnet von Aristoteles, der unter „Politik" nichts anderes verstand als die Lehre von der Lebensbetätigung der Bürger, soweit diese auf die Polis — die heimatliche Stadtgemeinde — gerichtet war. Im gleichen Sinne mußte der Bürger Athens oder des republikanischen Roms, in gleichem Sinne der Bürger des mittelalterlichen Florenz oder Nürnberg die Betätigung am öffentlichen Leben als selbstverständlichen Teil seiner gesamten Lebensbetätigung empfinden. Es war noch die unreflektierte, ungelöste

Verbindung zwischen Einzelglied und Organismus, was hier die Grundlage einer selbständigen Eigenbetätigung als Zoon Politikon jedes einzelnen Bürgers bildete.

Das aber mußte sich von Grund auf ändern mit der Entstehung der modernen Staaten. Denn diese sind wesensverschieden in ihrer Struktur von irgend einem früheren Gemeinwesen. Es sind große Millionenreiche, die ihre Herrschaft über weite Länder, zum Teil über Erdteile erstrecken (wie kaum das römische Kaisertum) und ruhen doch auf demokratischer Grundlage, das heißt lassen die Bürger in mehr oder weniger weit gesteckten Grenzen Anteil nehmen an den Regierungsgeschäften, somit am politischen Leben.

Die grundsätzliche Veränderung aber, die dieses erfuhr, äußerte sich zunächst und vor allem in der Entstehung eines selbständigen politischen Gewerbes, einer Zunft von Berufspolitikern, die nicht (wie ehedem in den Absolutien) zu dem kleinen Häufchen der Herrschenden und auch nicht zu deren ausführenden Organen (der Bureaukratie) gehörten, sondern die sich als eine immer zahlreicher werdende Gruppe innerhalb der Bürgerschaft selbst ausbreiteten.

Daß diese Differenzierung eintrat, die politische Tätigkeit den Inhalt eines selbständigen Berufes bildete, war in der Notdurft der Verhältnisse begründet: mit der zunehmenden Kompliziertheit des staatlichen Lebens einerseits, der zunehmenden Demokratisierung des Gemeinwesens andererseits wuchsen die Mengen von Arbeitslast, die zu bewältigen waren, um die politische Maschine im Gange zu erhalten (sei es, um die von der Verfassung stabilierte Anteilnahme der Bevölkerung an den Regierungsgeschäften ins Werk zu setzen, sei es, um diese selbst auszuführen); wuchsen aber auch die technischen Schwierigkeiten aller mit der Politik verknüpften Vornahmen so gewaltig, daß die bloß gelegentliche Beschäftigung mit diesen Dingen nicht mehr ausreichte, um sie gründlich und sachgemäß zu betreiben.

(Diese Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der modernen Demokratien und Großstaaten einerseits und der Entwicklung eines Berufspolitikertums andererseits kann man am besten verfolgen in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo ja alle Modernität zur stärksten Entfaltung gekommen ist.)

Die unmittelbare Folge nun aber dieser Ausscheidung eines besonderen politischen Berufs mußte naturgemäß die sein: daß nun die große Masse der Bürger von der regulären Mitwirkung an der Politik ausgeschlossen blieb (während doch die Verfassung von der Fiktion ihrer Mitarbeit ausgeht), daß also der nicht berufsmäßig tätige Politiker „Laie" oder „Dilettant" in allen politischen Fragen wurde, somit seine Mitwirkung am politischen Leben Komödie oder Kannegießerei oder Kirchturmspolitik wurde. Während der Berufspolitiker sich zum Dilettanten in allen Fragen wandelte, die nicht in das von ihm beherrschte Handwerk einschlugen: in allen Fragen des geistigen oder materiellen Lebens also überhaupt: es mag sich um Kunst oder Landwirtschaft, um Militärwesen oder Armenverwaltung, um Kolonien oder Universitäten handeln.

*

Das Gewerbe der Politik selbst aber gehört wohl zu den schwierigsten, mühsamsten und ödesten von allen Gewerben unserer Zeit. Die Tätigkeit des modernen Politikers (der immer auf Massenwirkung ausgehen muß) läßt sich ihrem Inhalt nach in zwei Hauptteile

zerlegen: eine mehr exoterische, für die Wirkung nach außen bestimmte, und eine mehr esoterische, auf Innenwirkung berechnete.

Die exoterische Tätigkeit besteht darin, die große Masse unausgesetzt für die Fragen der Politik zu interessieren und ihr Interesse in eine bestimmte, vom Regierungs- oder Parteiprogramm vorgeschriebene Richtung zu lenken: was sich in dem einen inhaltsschweren Wort Agitation zusammenfassen läßt. Das ist eines der peinlichsten und undankbarsten Geschäfte, bei dessen Betrieb der, der es ausübt, leicht an Leib und Seele Schaden leiden kann. Gilt es doch unausgesetzt — ob man selbst dazu geneigt oder die Gelegenheit dazu angetan ist — „Stimmung" zu machen, immer „die Flamme der Begeisterung" zu schüren; gilt es doch, zum 1001. Male dieselbe Sache (an die man vielleicht selbst nicht mehr glaubt) mit „feuriger Energie" in Wort und Schrift zu vertreten; gilt es doch, jederzeit mit seinem Urteil fertig zu sein; gilt es doch, jederzeit eine Frage im Sinne des einmal angenommenen Programms zu entscheiden; gilt es doch, „unentwegt" dem politischen Gegner mit Emphase entgegenzutreten, mag man zehnmal der Meinung sein, daß er recht habe.

Das esoterische Wirken des Politikers dagegen besteht vornehmlich in zweierlei: in der Erledigung der laufenden Geschäfte der Gesetzesmacherei und was dazu gehört und der für die Instandhaltung der politischen Maschine erforderlichen Maßregeln, wozu eine gewisse Routine und — Selbstverleugnung vonnöten sind, und in einem unausgesetzten Abwägen und Ausnutzen der politischen Konstellation, einem steten Handeln und Feilschen um Stimmen bei den parlamentarischen Aktionen. Wobei einige die Drahtzieher, andere die Puppen abgeben, die von jenen in Bewegung gesetzt werden.

Ist der so beschaffene Inhalt der berufspolitischen Tätigkeit schon an sich geeignet, dieses Gewerbe in Mißkredit zu bringen, so wird es durch die *Formen*, in denen es heute betrieben wird, gar erst zu einer unheimlichen und widerwärtigen Kunst. Diese Formen sind mit Notwendigkeit aus den Bedingungen erwachsen, unter denen heute Politik gemacht wird. Da ist zunächst die Schwierigkeit: die politischen Ideen, Gedanken, Stimmungen einer sehr großen Menge von Menschen, die über ein sehr großes Gebiet zerstreut leben, rasch und eindringlich mitzuteilen. Dieser Schwierigkeit sucht man dadurch Herr zu werden, daß man den zur Mitteilung bestimmten Inhalt in eine möglichst geeignete Begriffsformel kleidet und diese mit einem möglichst konzisen Ausdruck belegt und dann dieses gedankliche Präparat des wirklichen Lebens weiter reicht. Diese kurz den lebendigen Vorgang, den lebendigen Tatbestand dem Intellekt in Pillenform zuführende Methode des Politikers ist die in jedem offiziosen Communiqué, in jeder Agitationsrede, in jedem Leitartikel angewandte. Die Pillen, in denen dem hungernden Magen des Parteigenossen die politische Kost vorgesetzt wird, nennen wir Schlagworte. Das Wichtige bei diesem Verfahren ist nun dieses: daß in diesen Schlagworten schließlich alles wirkliche Sachverhalten, alle lebendige Wirklichkeit eingekapselt wird, daß die Vorstellungen und Empfindungen des aktiv wie passiv politisch Tätigen schließlich von dem Quell des Lebens ganz abgedrängt werden und nur noch in dieser unwirklichen, verzerrten, verwaschenen Begriffswelt des politischen

Schlagwortes eingeschlossen bleiben, daß er vom Leben selbst überhaupt nichts mehr hört noch sieht. Das Lebendige stirbt und das Tote lebt allein weiter

Diesen Prozeß, die wirklichen Vorgänge in ein System von selbständig weiter lebenden und weiter wirkenden Begriffen und Schlagworten umzuwandeln, kann man als Mechanisierungsprozeß bezeichnen. Er vollzieht sich auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens, besonders rasch und besonders umfassend jedoch auf dem des politischen Lebens, wo er gefördert und beschleunigt wird durch die vollendete Uebermittelungstechnik unserer Zeit, die es gestattet, ein politisches Schlagwort in wenigen Stunden zum Gemeingut einer großen Menge zu machen: diese Menge nimmt das Schlagwort meist schon auf, ohne den zugrunde liegenden sachlichen Tatbestand zu kennen, ohne den Sinn des Wortes nachprüfen zu können oder zu wollen. Damit aber wird das Schlagwort rasch gleichsam objektiviert: es wurzelt sich ein.

Wenn wir einmal in den politischen Aeußerungen in Wort und Schrift Umschau halten, so bemerken wir beim ersten Hinsehen, daß alle Mitteilung nicht mehr auf lebendiger Sachbeschreibung aufgebaut ist oder auf diese abzielt, sondern daß sie ein Hinüberreichen und Zurücknehmen von Schlagworten ist, die niemand mehr auf ihre Wahrhaftigkeit oder ihren Sinn hin prüft, mit denen sich vielmehr eine traditionelle Vorstellung verbindet, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Man denke etwa an Ausdrücke wie diese: Schutz der nationalen Ehre; Brotwucher; Kohlenbaron; Reichsfeind; Klassenjustiz; Militarismus; Ausbeutung; Kulturkampf; Klerikalismus; Umsturzpartei, alles Ausdrücke, die für jeden nachdenklichen Menschen ohne allen Sinn sind, die vielleicht einmal einen guten Sinn hatten, den sie aber längst verloren haben, oder die nie einen vernünftigen Sinn besessen haben. Sie aber bilden das tägliche Brot für jeden auf der politischen Arena tätigen Menschen.

Eine Mechanisierung der geistigen Vorgänge, wie sie eben geschildert wurde, wird immer verödend wirken; aber ganz und gar zerstörend auf alles lebendige und feine Seelenleben wirkt sie, wenn sie mit einem anderen Vorgange zusammen auftritt, dem, was man die Simplifizierung nennen kann. Und das ist im politischen Leben unserer Tage der Fall.

Da in diesem nämlich alle Uebermittelung geistiger Inhalte in der Form erfolgen muß, daß sie auch der ungeheueren Masse der geistig Armen verständlich ist, so muß das Niveau der Ansprüche, die an geistige Fähigkeiten gestellt werden, das denkbar niedrigste sein. In der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellektualen Dürftigkeit, daß jedem Mann von etwas Geist vor ihnen grausen muß. Und das Schlimme ist, daß diese Anpassung an das niedrige Niveau der großen Masse nicht nur auf intellektuellem, sondern ebenso auf moralischem und ästhetischem Gebiete sich vollzieht.

Ich berühre damit das weitschichtige Problem der Demagogie, das ich aber hier noch nicht gründlich erörtern will, da es eine liebevolle, ausgiebige Behandlung verdient. Ich begnüge mich hier mit der Feststellung der notorischen Tatsache, daß unser politisches Leben heutzutage immer mehr die Form der Demagogie annimmt und daß damit die ethischen und ästhetischen Anforderungen, die man im politischen Kampfe stellt, naturgemäß

immer geringer werden: ein notwendiger Prozeß, wo die Masse in das politische Getriebe hineingezogen wird. Man geht immer laxer mit der Wahrheit, immer laxer mit der Ehre des Gegners um und man nimmt immer mehr die Manieren eines Rüpels und eines Rowdys an — begreiflicherweise dort um so rascher und nachhaltiger, wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat.

Geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh: das ist die Signatur, die unser politisches Leben offensichtlich von Tag zu Tage mehr annimmt.

*

Wie nun soll sich der Gebildete verhalten angesichts des Entwicklungsganges, den die Politik in unseren Tagen nimmt? Offenbar kommen nur zwei Möglichkeiten für ihn in Betracht: entweder er bleibt allem politischen Leben fern, oder er wird Berufspolitiker oder widmet doch wenigstens einen großen Teil seines Lebens der Beschäftigung mit der Politik. Denn die dritte Möglichkeit fällt für ihn aus: die Rolle des politischen Herdentiers zu spielen, das besinnungslos seinem Parteileithammel (der unter Umständen der Regierungsmann selber ist) folgt und ohne Murren das Futter hereinfrißt, das ihm in die Krippe geworfen wird.

(Sollte wenigstens für ihn ausfallen, tut es aber leider nicht immer, wie unlängst wieder die Versammlung der „Intellektuellen" Berlins bewiesen hat, in der zugunsten der Kolonialpolitik demonstriert werden sollte. Es macht einen beschämenden Eindruck, wenn man bei solchen Gelegenheiten sieht, wie Leute von Geist von einem beliebigen politischen Drahtzieher in der fürchterlichsten Weise eingeseift werden, Leute, denen der Mangel an politischem Verständnis aus allen Poren dringt und die darum gutmütig genug sind, irgend eine banale Bierbankrede als Ausdruck höchster politischer Weisheit sich anzuhören und ohne allen Sinn die ihnen vorgelegten „Resolutionen" zu votieren.)

Daß die berufs- und gewerbsmäßige Beschäftigung mit der Politik für jeden Mann von Geist, Anstand und Geschmack abschreckend wirken muß, ist aber nach dem, was wir von ihrem Inhalt und ihrer Form in Erfahrung bringen konnten, wohl selbstverständig. Damit er sich entschlösse, das Widerwärtige doch zu tun, müßten ihm große Preise winken: Sachpreise, wenn es sich etwa um wirklich wichtige Fragen von großer prinzipieller Bedeutung handelt, an deren Entscheidung er mitwirken kann. Persönliche Preise: die Aussicht auf eine einflußreiche Stellung im Staat, auf Macht und Ansehen: jene vielfachen personal- und formalpolitischen Interessen, von denen ich in einem der früheren Artikel gesprochen habe. Wie aber steht es mit diesen Preisen in Deutschland, von dessen politischem Leben wir doch reden? Sind sie derart, daß sie den gebildeten Menschen zur Ueberwindung seines Ekels vor der Beschäftigung mit der Politik veranlassen können? Nein, das sind sie ganz und gar nicht. Und daraus entnehmen wir abermals eine Erklärung für die Tatsache, weshalb gerade in Deutschland die Gebildeten aller Politik sich fern halten.

Aber wir werden doch genau prüfen müssen, warum in Deutschland jene Preise dem Politiker nicht winken, und welche besonderen Umstände in Deutschland die Befassung mit politischen Dingen abstoßend machen. Das soll wieder in den folgenden Untersuchungen geschehen.

Sein und Werden.

Im lieben Deutschland kräuselt kein Windchen die flache See des politischen Lebens. Unsere Prominenten sind weg, baden sich den alten Parlamentsstaub vom sommermüden Körper und freuen sich, daß endlich, endlich nun des Aktenalltags Einerlei lieblicherem Wechsel den Platz zu lassen hat. In Norderney erholt sich nach strapaziöser Arbeit der (wem doch?) verantwortliche Leiter unserer auswärtigen Geschicke und inneren Sorgen vom wechselreichsten seiner Kanzlerjahre. Ob er mit der Bilanz zufrieden ist? Er hat mehr als früher diesmal vom Nervenkapital zugesetzt und manchmal des Nachts wohl ans Gitterthor geschaut, ob Musketier Sensenmann nicht zum letzten Kanzlergang lud. Gnädig schwebte der Kelch indeß vorüber; und heute wird schon wieder der Lokalanzeiger zur Bescheinigung der großen Rüstigkeit entboten (woraus, in Parenthese, die Zeichendeuter und Opferbesprecher ersehen konnten, daß es mit der vielbeschwatzten Entthronung Augusti Scherls noch gute Weile habe), wird jedem auf Succession Hoffenden also abgewinkt. Warum auch nicht? Hat er nicht Alles, was er wollte, erreicht: den Liebenberger ist er für immer los, das Centrum in den Winkel gedrückt, Posadowsky nicht mehr beschwerlich, Herr Dernburg noch immer in der Gnade, und im schönsten aller Reichstage gabs keine einzige unbequeme Frage. Und im internationalen Wettrennen stehn unsre Chancen auf Gewinn. In ein paar Monaten werdet ihr sehn, wie genial die Wege waren, die er uns führte, und wie jämmerlich blamirt die sind, die seinem Führerwerth mißtrauten. Vorläufig, freilich, stört manche Kleinigkeit noch den ungetrübten Genuß. Kein Mensch von Urtheil glaubt an ein langes, Niemand an ein fruchtbares Leben der konservativ-liberalen Paarung. „Man regiert nicht," hat schon Cavour gesagt, „auf der Spitze einer Nadel". Was an großen Aufgaben Erledigung heischt, ist mit dieser wunderlichsten aller politischen Mißgeburten nicht zu erreichen; ein Vereinsgesetz, ein Börsengesetz, eine Finanzreform, eine Strafproceßreform, ein halbes Dutzend anderer Novellen, für die die Herren Oldenburg und Wagner, Müller-Meiningen und Schrader stimmen könnten, müssen gottvoll aussehen; und von der Produktivität des Geschöpfes, das einer Lüge sein Entstehen dankt, haben wir ja einen kleinen Begriff schon bekommen. Doch was in den vier Flitterwochen ging, hat ein Ende, wenn der Werkeltag seine Rechte fordert. Der Liberalismus hat sich mit der großen Lüge eingelassen. Männer pflegen, ehe sie sich entscheiden, ihres Handelns Folgen zu überdenken, pflegen zu erwägen, ob sie die Consequenzen zu tragen den Muth, die Kraft und den Willen haben. Pflegen zu wissen, daß man, nach Bismarcks Wort, „nicht mehr auf jeder Station umkehren kann, wenn man eine Politik einmal falsch instradirt hat", und daß man ungestraft nicht seine That feige im Stich lassen darf. Die gigantesken Geister des Freisinns haben ihre Entschlüsse gewiß reiflich überdacht, sorgsam erwogen, quid valeant humeri, quid ferre recusent. Auch nicht aus dem Bereich ihrer Rechnung gelassen, daß das Centrum nach jahrelanger, oft gescholtener Willfährigkeit, grundlos mit Hohn und falscher Verdächtigung plötzlich aus der Gnadensonne gezwungen wurde, die ohne seine, oft wie Verrath geschmähte, Nachgiebigkeit längst nicht mehr scheinen würde, und daß ihnen vielleicht ein ähnliches Schicksal einst blühen kann. Dankbarkeit braucht der Politiker nicht zu üben; doch hat schon Goethe gewarnt: „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige

Menschen wären undankbar gewesen." Ein Ziel, soviel steht jedenfalls außer Zweifel, ein erkennbares Ziel hat unsere innere Politik zur Zeit nicht.

Hat die äußere eins? Wer den Schalmeien lauschte, müßte es glauben, müßte wähnen, daß unsere Lage sich gründlich geändert habe. „Wie lange, schrieb neulich die Vossin, ist es her, daß man nahezu allenthalben Unbehagen, wenn nicht Unruhe über die Beziehungen zum Ausland empfand? Alle Welt sprach von der Einkreisung, der Vereinsamung Deutschlands, wenn es auch noch nicht ganz so weit gekommen war, wie der Zar, der einst Montenegro seinen einzigen Freund nannte. Wunderlich, wie schnell sich das Blatt gewandt hat! Heute hat man (hat man?) allgemein das Gefühl, daß sich Deutschland in einer ganz angenehmen Lage befindet und gar keinen Grund hat, der Zukunft besorgt entgegen zu sehen. Angeblich eingekreist und isolirt, anscheinend von verschiedenen Seiten ernstlich bedroht und von schweren Gefahren umgeben, hat Deutschland mit einem Male wieder eine Stellung gewonnen, die alles eher als besorgnißerregend ist. Die Wolken haben sich zerstreut. Und wenn es kritische Zeiten gegeben hat, so hat Deutschland sie ohne Einbuße an Achtung und Ansehen überstanden." Jubilate. Und erkennt nachher, daß euch eine Sirene geäfft hat. Die Lage hat sich gar nicht gebessert. Vor wenigen Wochen noch wurde der neue englisch-französisch-spanische Vertrag bekannt, der sich gegen uns, und nur gegen uns, richtet (mit der Entwicklung der Dinge in Ostasien freilich ebenfalls in Zusammenhang steht). Was sonst auf dem weiten Erdenrund hätte sich verschoben? Zu unsern Gunsten ganz sicher nichts. Mit Rußland konnten wir längst in einem besseren Verhältniß sein; wir habens versäumt. Wenn es jetzt Frankreich in der „Novoje Wremja" etwas unsanft an seine Ehepflicht gemahnen ließ, so hats damit nur gezeigt, daß der Draht zwischen Berlin und Petersburg noch immer nicht recht funktioniert, und lieber an der Seite der undankbaren Marianne bleiben, als neue Wege beschreiten will. (Daß ein deutscher Legationsbeamter dabei wieder verdächtigt wurde, gehört zur Förderung des von uns mit so heißem Eifer erstrebten rapprochement und paßt in die Situation.) Und ob die Augustbegegnung in der Ostsee alte Verstimmungen zu bannen und die größten Landmächte des Continents einander näher zu bringen vermag, wollen wir abwarten. Geht der offiziöse Spektakel diesmal wieder zu früh und zu laut an, so können wir erleben, daß die Feier noch in letzter Minute wieder abgeläutet wird. Das erste Mal wärs nicht, daß es so kam, und Nicolai Alexandrowitsch hat die Welt schon manchmal überrascht. Gefährlich müßte auch der Irrtum werden, daß Frankreich und Rußland sich entfremdet wären. Hat nicht Herr Clemenceau bedingungslose Satisfaktion durch seine Mannen anbieten lassen und lächelnd das Haupt des Herrn Combes auf den Block gelegt? Wenn Rußland heute Geld will, jede Summe, die es wünscht, wird ihm auf den Tisch gelegt. Seine Lage im Innern ist so gut, wie seit Jahren nicht; von Revolution ist nicht mehr die Rede. Draußen kanns ins Allgemeine schweifen und mit dem großen Strom des Lebens gehn; denn es sitzt mit in Eduards Konzern, der ihm nie schaden, doch, durch die Gewährung eines ungestörten Ausbaus seines Innern, sehr nützlich werden kann. Im Osten hat es nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen, gesicherten Besitz seines Riesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Yi Höng hat bereits die Sporteln bezahlt (die Haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Diplomatenbetrieb und ist nur, gut inscenirter, Vorwand). Vermag es sich mit dem Sonnenland dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne Rußlands Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt. Nichts drängt Rußland momentan an unsere Seite und Optimisten nur können von den Leoniden eine Aenderung unserer Lage erhoffen.

Wenn uns eine Entente mit Rußland aber nicht winkt, was wäre sonst, was uns Grund zum Jauchzen gäbe? Von dem Wahn, mit Frankreich in ein besseres Einvernehmen zu kommen, sind wir nach der letzten Blamage nun hoffentlich auf Jahre hinaus geheilt. Sie hätten wir füglich uns sparen können. Selten ist eine Werbung so einstimmig und so entschieden abgelehnt worden, selten freilich auch eine ungeschickter begonnen. Und daß unsere Regierenden ohne Grund wieder einmal den Kaiser ins Vordertreffen ließen, soll ihnen nicht vergessen werden.

(Eben hat, um das nette Werk zu krönen, unser Durchlauchtigster in Norderney Herrn Huret, der unsern Kaiser der Furchtsamkeit zieh, die belastete Brust geöffnet. Herr Huret war, als galanter Gallier, dankbar, fand in dem Mann, der vor Tagen erst Posadowsky wie einen Taglöhner aus dem Amt trieb, einen Engel; fand „es sei schwer, sich gleichzeitig eine ungezwungenere und lächelndere Freundlichkeit, mehr Würde und Autorität vorzustellen", und „übergeht die Komplimente, die so liebenswürdig sind, daß er sie nicht wiederholen kann". Und also sprach, nach der Kieler Woche, des Deutschen Reiches Kanzler: „Erst Détente, dann Entente; nach ein paar Jahren der Détente wird die Entente, wenn sie kommen soll, schon kommen. Frankreich gegenüber, das ein sehr eindruckfähiges Land ist, bedarf es sehr viel Takt, Mäßigung und Geduld. Die Zeit arbeitet für den Frieden. Aber es darf natürlich keine Zwischenfälle geben, die wieder Alles in Frage stellen." Und wiederholte mit einer Beharrlichkeit, die dem Aushorcher auffiel: „Es gehört dazu enorm viel Takt, viel Mäßigung und noch mehr Geduld." Also sprach, zwei Wochen nach den Bordgesprächen, unser Kanzler, und läßt, wie die Verfassung es will, vor aller Welt seinen Kaiser im Stich. Hat die Welt je solche Ritterlichkeit gesehn?)

Ists nach Allem, was die langen Jahre schon Schmerzliches brachten, nun noch immer nicht genug? Sollen wir uns Tag vor Tag an dem Auslandgeschwätz weiter ärgern? „Parlera-t-il? Ne parlera-t-il pas? — Cette question courrait dans toutes les bouches", schreibt Huret, der malitiöse Holzbock des Figaro, in seinem Buch über Deutschland. (Ist der Ruhm, ein guter Plauderer zu sein, für einen Monarchen denn gar so groß? „Il nous fault prendre garde — schon Montaigne hats erkannt — combien c'est de parler à son heure, de choisir son poinct, de rompre le propos ou le changer, d'une auctorité magistrale, de se deffendre des oppositions d'aultruy par un mouvement de teste, un soubris, ou un silence, devant un assistance qui tremble de reverence et de respect." Und der Corse pflegte zu spotten: „Gestehen Sie, daß es auf diesem Sitz sehr leicht ist, Geist zu haben".) „J'ai l'impression qu'il n'a relevé ses poils en croc que pour cacher sa vraie nature qui est celle d'un timide." Daher: „Guillaume le Pacifique". Sorgt also nicht, daß er je mit den Waffen euerm Planen ein Ziel setzt. Nicht von ihm gilt, was Aeneas Silvius, der als Pius II. den Stuhl Peters bestieg, von Albrecht, dem Habsburger, einst sagte: In armis promptus, facere quam dicere malebat. Die Legende kommt auf und hat in Kiel neue Nahrung erhalten. Mit ihr erst aufzuräumen, wäre wichtiger, als einen Onkel zu besuchen, der vom ersten seiner Regententage an uns mit Unfreundlichkeiten bedacht, manches Wort in Kurs gesetzt hat, das den Deutschen verletzen mußte. Mit Furcht und Kleinmut, mit Schwarzseherei und Nörgelsucht hat das Alles nichts zu schaffen. Kein Vernünftiger hält uns für schwach: Nur von dem Einfluß ist die Rede, den wir auf die Erledigung der Weltgeschäfte haben, und von dem traurig großen Maaß, um das es hinter dem zurückbleibt, den wir, kraft unserer Macht, der Tüchtigkeit, dem Fleiß unseres Volkes, der Schärfe und Bereitschaft unseres Schwerts haben könnten und sollten. Keine Sophistik wird die Differenz verwischen. Kein Preßbureau uns auf die Dauer darüber täuschen, mag hundertmal auch alles Ungünstige unterdrückt

oder ins Harmlose umgedeutet, Zweifelhaftes mit sehr bewußter Geschicklichkeit zu großen Erfolgen umgedichtet werden.

Eben haben wirs wieder durchgemacht. Freiherr Lexa von Aehrenthal hat Herrn Tittoni, des Kanzlers Freund und treuem Bundesgenossen, seine Antrittsvisite in Desio gemacht und fuhr mit ihm zu Victor Emanuel nach Racconigi. Was zwischen Italien und Oestreich abzumachen war, wurde abgemacht. Wenig wars nicht; und das Resultat, ward verkündet, könnte gar nicht günstiger sein: was wünschbar war, ist erreicht und für alle Zeiten gesichert; der Dreibund vornan. Und die beiden erlassen dann eine Kundgebung, in der der dritte Verbündete mit keiner Silbe erwähnt wird, „weil, wie Aehrenthal erzählte, kein Anlaß dazu vorlag". Sehr hübsch. Inzwischen hat Herr Clemenceau offiziossissime erklären lassen, daß „sich Italien jetzt endgültig an Frankreich und England angeschlossen habe", und Herr Judet, dem man ein Faible für Eduard und seinen Prokonsul gewiß nicht nachsagen kann, findet, daß wir wieder einmal die Uebergangenen seien. Ob er Recht hat, stehe dahin; sicher ist, daß wir zum Jubiliren keinen Grund haben (obwohl unsere Offiziösen die Sache wieder als großen Erfolg ausposaunt wissen wollen). Am allerwenigsten, wenn, wie man vermuthen muß, Oestreich und Italien sich wirklich über Alles, was sie bis zur Stunde trennte, einigten. Oestreich war bisher noch das einzige Land, das uns die Treue hielt. Hat er auch von Italien nun nichts mehr zu besorgen, so kann auch der Doppeladler nun frei optiren nach Herzensdrang oder Vernunftgeheiß. Mit Rußland hat er sich in der Mürzsteger Konvention, die Lexas Werk ist, geeinigt; jetzt mit Italien. Keine Balkansorge drückt Franz Josephs altes Auge. Tu felix Austria opta! Mehr als ein Thor steht Dir nun offen.

Und nun? Wir stehen allein, so einsam, wie das alte Preußen einst unterm vierten Friedrich Wilhelm. Aengsten brauchen wir uns deshalb nicht. Wir sind stark genug allein und haben auch ohne Bündnisse nicht zu zittern, denn wir überschätzten sie nicht. „Alliancen, schrieb der Große Kurfürst in dem Traktat, der als sein politisches Testament durch die Geschichte geht, Alliancen seindt zwar gutt, aber Eigene Kräfte noch besser, darauff kan man Sich sicherer Verlassen." Doch daß eine Politik, die das, nach dem Kanzlerwort, bündnisfähigste Land der Welt auf den Isolirschemel brachte, eine unfähige sei, leidet keine Frage; und daß wir einen Theil unserer Kraft in fruchtlosen Friktionen vergeuden, ebensowenig. Findet der Kanzler seine Kräfte noch immer nicht unzulänglich? „Es giebt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner, sie merken es nicht, wenn die Liebe schwindet", pflegte, nach Treitschke, Cavour zu sagen. Die Zeit der Liebe, steht zu fürchten, ist auch für Seine Durchlaucht nun vorbei; zehn Jahre hatte er, nun möchten wir um einen klaren Status bitten. Wo sind die Feste, die den Lebenden eine Freude, Kommenden eine stolze Erinnerung sein könnten? Vergebens müht sich des Suchers Blick nach leuchtenden Punkten ab. „On pourra partager les ambassadeurs, schrieb Katharina, die Anhalterin, vor hundertdreißig Jahren an ihren Beichtvater Grimm, hardiment en deux classes, et nommer les uns Walfischjäger et les autres Heringsfänger." Walfische haben wir, trotz der Nordlandreisen noch keine erjagt, nie auch nur von ferne einen gesichtet. Marianen, Karolinen, Sonnenplätze: just Herrlichkeiten, die im dräuendsten Wetterwinkel liegen. Oder liegt die Schuld etwa nicht beim Kanzler, wird er nicht, wie sichs gehörte, informirt? Dann sorge er schleunigst nun endlich für bessere Gehilfen. In Paris und London, Petersburg, Washington und Tokio wenigstens. Wie oft schon wurde beseufzt, daß die Herren keine Witterung haben, Stimmung und Interessen der Menschen nicht kennen, mit denen sie denselben Himmel und die Athmosphäre theilen. Keine Großmacht ist so unzulänglich wie wir vertreten; fast jedes Ereignis trifft uns überraschend, in einer Zeit, die, nach Lamprechts gutem Wort, im Zeichen „einer,

wenigstens vorläufig, sehr großen geographischen Gleitbarkeit gerade der weltgeschichtlichen Interessen" steht, und in wenigen Jahren Aenderungen in den politischen Konstellationen sah, wie selten eine Zeit vor ihr. Und, wenn nicht alle Zeichen trügen, neuen Aenderungen entgegeneilt.

Tausend Jahre und mehr mögen es sein, seit auf einen Stein im Tempel Yakushiji in Yamato eine Spur von Buddhas Fuße und die Verse drunter eingeschnitten würden:

Des Helden
Eingetretne Fußspur
Ist auf dem Felsen
Noch jetzt zurückgeblieben.
„Sieh sie, und übe Geduld!"
Sagt sie, „üb' lange Geduld!"

Der also rieth, hat seinem Volke gut gerathen; und gut hat das Volk seinen Rath befolgt. Hat allem Ungestüm des Empfindens Jahre, Jahrzehnte lang straff die Zügel gehalten, in Stille, doch mit nie rastendem Eifer an seiner Rüstung, der geistigen und der physischen, gearbeitet, und trat, als es sich stark genug wußte, erst aus der Abgeschiedenheit seines Lebens heraus. Rasch hat es sich in einem leichten und einem schweren Kampfe sein politisches Aktionsrecht und die Anerkennung seiner Macht erstritten, erst China, dann Rußland aus der beengten Flanke gedrängt. Und schon drohts mit einem neuen Waffengang, der, falls er kommt, ihm die Herrschaft über das größte der irdischen Meere sichern soll. Wird Amerika, dessen Philippinenbesitz auf dem Spiele steht, sich in die rasche Auseinandersetzung drängen lassen? Kampflos wird es nicht herausgeben, was es im Kampfe einst erstritt. Und lange wird Japan der Festigung seiner Herrschaft nicht mehr thatlos zusehen. Allzu laut schon sprachen die drohenden Zeichen, die der offiziellen Evangelien spotten. Schon senden die Staaten ihre Flotte an die kalifornische Küste, läßt Japan durch Offiziere die amerikanische Küste bespähen. Auch der Yankee kocht schon, wenn er von den kleinen Schlitzaugen spricht. Kommt der Krieg, dann wird er mit der barbarischen Wuth eines Rassenkampfes geführt. Und er kommt, kommt sicher in dem Augenblick, wo Einer sich dem Andern überlegen wähnt. Japan hat vorläufig den militairischen Vorsprung; Amerika die finanzielle Ueberlegenheit, doch zugleich auch das größere Risiko, denn Mutsuhito hat, mags noch so ungünstig gehn, seinen Besitz garantiert. Ob der Krieg das Weltbild im Osten wesentlich verändern wird, und wie, weiß, außer Mars, King Eduard allein. Doch mag sich das Glück Dem oder Jenem ergeben: Ruhe zu halten, ist unsre Pflicht. Wir sitzen weit genug vom Schuß, um es zu können. Und sollten — Keiner kann wissen, wie die Würfel fliegen — die Dinge eine Wendung nehmen, die uns Gunst verheißt: kein Wort. Still handelnd sei sie genützt. Ists ausschweifend, im Lande der Denker und Streiter noch Solches zu hoffen?

Karl Schnitzler.

Berlin-München.

Von Otto Julius Bierbaum.

Es war ein schöner, frischer Maiabend des Jahres 1890. Der Himmel glaubte ohne Sterne auskommen zu können, und die Straßenbeleuchtung in Oberammergau ließ auch zu wünschen übrig. So war also Finsternis ringsum, obwohl die ganze berufsmäßige Intelligenz von München sich in dem berühmten Passionsspielorte befand. Denn der Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein hatte einen Sonderzug zu den Proben des frommen Bauerntheaters veranstaltet.

Ich stand in einer Gruppe von Federkollegen und hatte eben heftigen Widerspruch durch eine Bemerkung über Schloß Linderhof erregt, dessen Grottensee mit künstlichem Mondschein mir weniger poetisch als komisch vorgekommen war, als ich plötzlich erst keinen Boden mehr unter den Füßen und dann strömendes Wasser über meinem Kopfe fühlte. Ich versuchte vergeblich, mich aufzurappeln, und glaubte schon, zur Strafe für meine anstößige Kritik an einem Werke Ludwigs II. elend ersaufen zu müssen, als eine Hand mich vorn am Hemdkragen zu packen kriegte und emporzog. Das Bedauern, um eine rührende Notiz unter „Vermischtes" gekommen zu sein, war allgemein, dann aber gratulierte man mir nicht minder einmütig dazu, daß ich in dem tückisch tiefen, gemauerten Gebirgswasserkanal nur eine kleine Abkühlung statt des Todes gefunden hatte. Der Mann aber, der so freundlich gewesen war, mich emporzufischen, fand, daß daraus eine böse Erkältung entstehen könnte, und daß ich deshalb unbedingt einen Grogk trinken und trockene Kleider anziehen müsse. Zu diesem Zwecke brachte er mich in ein Wirtshaus, wo er erst aufs liebreichste für mich sorgte und dann, als ich vor dem dampfenden Glase saß, die Frage an mich richtete, wer ich eigentlich sei. Als ich aber meinen Namen genannt hatte, schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief aus: „Je! Der preißische Windhund!" Und da erkannte ich ihn allsogleich. Mein Retter war der berühmte Doktor Sigl vom „Bayrischen Vaterlande", der mich erst vor ein paar Tagen mit diesem Kosenamen geschmückt hatte.

Wir lachten beide herzhaft und unterhielten uns dann vortrefflich miteinander.

Dr. Sigl, der die Feder bald wie einen Dreschflegel, bald wie eine Narrenpritsche, bald aber auch wie eines der recht unangenehmen grifffesten niederbayrischen Bauernmesser zu handhaben wußte, in seiner Art ein Journalist von großem und sehr originellem Talente, war nicht bloß von Metier, sondern aus Ueberzeugung Preußenfresser. Seit die Preußen, wie er mir erzählte, 1866 einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, und seit er gezwungen gewesen war, wegen Bismarckbeleidigung einige Monate seines Lebens hinter eisernen Gardinen zuzubringen, hatte sein Haß auf alles Preußische eine stark persönliche Färbung angenommen und sich manchmal so überschlagen, daß es nicht so sehr wie Aufbäumen, als wie Purzelbäumen aussah, aber man tat weder

recht, noch klug daran, die Siglschen Expektorationen gegen das „preußische Reich“ bloß komisch zu nehmen. In ihnen sprach sich mehr aus als nur die persönliche, grotesk verärgerte Meinung eines bajuvarisierenden Journalisten; sein Blatt vertrat die Anschauungen weiter Volkskreise Altbayerns, und es war eben deswegen eine Macht, die von den Regierenden innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle keineswegs durchaus negligiert wurde, während man außerhalb Bayerns freilich im Siglschen „Vaterland“ nichts sehen wollte als eine Art unfreiwilliges Witzblatt.

Aber die Grundtendenzen Sigls sind auch heute noch lebendig, denn sie decken sich mit Neigungen und Abneigungen, die im Altbayerntume selbst wurzeln und von Angehörigen des Wittelsbacher Hauses ebenso empfunden werden, wie von Angehörigen des Klerus bis hinab zu den Holzknechten und Flößern. Prinz Ludwig hat ihnen in seiner Art oft genug Ausdruck gegeben, Dr. Ludwig Thoma, nicht viel feiner, aber sehr viel klüger als Dr. Sigl, vertritt sie in seinem Umkreise, das bayrische Zentrum in einem anderen, größeren, und der „ungekrönte König von Bayern“, Herr von Vollmar, in dem seinen, der auch recht umfangreich ist.

Als quantité négligeable sollten diese Anschauungen also auch außerhalb Bayerns nicht angesehen werden. Es steht viel Volk, und ein kräftiges, tapferes, begabtes Volk, es steht Geschichte, Tradition, Religion, es steht Stammestemperament und Stammesbewußtsein hinter ihnen.

Mit dem Worte Partikularismus ist die Sache nicht abgetan, und das große und böse Wort Reichsfeindschaft ist gar am falschen Platze. Ich erinnere mich gut daran, daß selbst Dr. Sigl mir damals erklärte, er sei durchaus kein Reichsfeind und nicht der Narr, zu glauben, Bayern könne seine Wege außerhalb des Reiches selbständig gehen. Er beteuerte geradezu, die Preußen zu hassen, weil sie — keine Deutschen seien. Er nannte sie, wenn ich mich recht erinnere, Wenden und Kassuben, einen Mischmasch von Slaven, beherrscht von einer pferdeköpfigen Aristokratie, mit Geist versehen durch die Juden. Sein Ideal war noch immer Großdeutschland unter Führung der Habsburger. Die neuen deutschen Reichsfarben nannte er „zwei Drittel preußisch, ein Drittel sozi-rot“. Schwarz-gelb-rot wäre ihm sympathischer gewesen. Von diesen speziell Siglschen Neigungen hat sich wenig am Leben erhalten, obwohl das jetzt so üppig im Schmer stehende bayrische Zentrum immer noch ein bißchen damit durchwachsen zu sein scheint. — Man hat sich an das Schwarz-weiß in den Reichsfarben gewöhnt; wenn es aber zu flaggen gilt, und sei's auch an Kaisers Geburtstag, so verschlingt das lustige, geliebte Blau-weiß, das so gut zu Himmel und Luft stimmt, das bißchen Schwarz-weiß-rot fast völlig, das zwar recht vornehm, aber gar nicht fidel aussieht.

Es ist wirklich eine Farbenzusammenstellung, die man liebgewinnen muß. Hell, frei, leicht, munter. Sieht gar nicht nach Staat, sieht eher bäuerlich oder kindlich aus. Wirkt nicht majestätisch, bedeutsam, nicht prachtvoll repräsentativ, — wirkt gemütlich.

Droht nicht, — lacht. Es sind Farben, die sich nicht stoßen, sondern aneinanderschmiegen. Und sind doch nicht weichlich, sondern frisch.

Es gibt kein Lied: „Ich bin ein Bayer, kennt ihr meine Farben"; der Mann aus dem Volke würde es „geschwollen" finden, sein Blau-weiß zu besingen; es gehört zu ihm, wie sein Maßkrug, den er auch nicht besingt, sondern fleißig handhabt. Diese Landesfarben sind wirklich volkstümlich; auch die Sozialdemokraten sind hier vor allem blau-weiß und bloß nebenbei auch noch rot. Die Wappenfarben einer Dynastie sind zur Volksfahne geworden. Wenn die augenblicklich noch königlich bayrische Sozialdemokratie einmal dahin kommen sollte, die bayrische Republik zu gründen, so würde sie zweifellos sehr viel abschaffen, was von den Wittelsbachern herrührt, — die Wittelsbacher Farben kaum, denn sie sind durchaus die Bayernfarben geworden. Wenn die Helmraupe nicht schwarz, sondern blau-weiß gewesen wäre, — kein Kriegsminister hätte es wagen dürfen, den Raupenhelm durch eine Pickelhaube zu ersetzen. Daß diese leidenschaftliche Liebe zu einer bestimmten Farbenverbindung auf mehr beruht, als koloristischer Neigung, ist klar. Blau-weiß ist bayrisch, und die unzähligen blau-weißen Rauten der bayrischen Fahne sind ebensoviele Zungen, die nicht müde werden, zu betonen: Bayrisch ist zwar deutsch, will und kann aber nie preußisch werden. Damit ist mehr betont, als Trotz des Kleineren gegen den Größeren. Die blau-weißen Tendenzen, demonstrativ nicht gegen das Schwarz-weiß-rot gerichtet, sondern nur gegen das Schwarz-weiß, sind, ohne Gehässigkeit, der Ausdruck einer starken Sonderart wesentlich süddeutschen Gepräges, die zwar gelernt hat, die Vorzüge der norddeutsch-preußischen Art neidlos anzuerkennen, aber selbstbewußt genug ist, zu fühlen, daß auch sie Vorzüge besitzt, deren sie sich unbeeinflußt erfreuen will.

Die Gründung des Reiches hat das Schwergewicht und die Führung nach Norden verlegt. Berlin ist die Reichshauptstadt und der Mittelpunkt der deutschen Politik. Kein Mensch hat prinzipiell etwas dagegen einzuwenden. Aber, wie Prinz Ludwig mit Recht dagegen protestierte, als Vasall des deutschen Kaisers bezeichnet zu werden, so lehnt man sich gegen die Auffassung auf, als ob zum Beispiel nun München eine bloße Provinzialhauptstadt geworden wäre. Man ignoriert die neueste politische Entwickelung nicht, der man als Deutscher die größten Vorteile verdankt, aber man legt mit Recht auch ein großes Gewicht darauf, daß diese Entwickelung zum geeinten Ganzen nichts von dem verschütte und unterdrücke, was sich hier selbständig in einer langen Geschichte aus besonderer Volksart entwickelt hat. Die süddeutsche Kultur ist älter, als die norddeutsche, und sie baut sich auf einem Volkswesen auf, das zwar anders, als z. B. das preußische, aber gewiß nicht weniger deutsch ist. Diese Art Kultur, die wesentlich mit der katholischen Kirche verknüpft ist, diese süddeutsche Art der Lebensanschauung und Lebensführung, die etwas Freieres, Ungezwungeneres, weniger Reglementiertes hat, als die norddeutsche, möchte man respektiert und gewahrt sehen, obgleich man garnicht verkennt, daß die großen Erfolge, die das gesamte

Deutschland spezifisch preußischen, dem Bayern im allgemeinen nicht zukommenden Eigenschaften verdankt, ein Beweis für Vorzüge des preußischen Wesens sind. Aber man fühlt: diese Exaktheit (das Wort ist beinahe onomatopoetisch), diese Gabe der Subordination, dieser in manchem Betracht heilsame Polizeiordnungssinn, diese kaltblütige Verstandesrichtung, diese Schärfe des Witzes, Sicherheit des Kalküls, Hurtigkeit des Auffassens, dieses Tempo der Arbeit, diese Unruhe des Lebens, Hast des Genusses, Geringschätzung der Behaglichkeit, — alles dies ist zwar recht schätzenswert, aber in dieser Ausbildung dem eigenen Wesen fremd. Und es hat Kehrseiten, die nicht gefallen.

Der Bayer hat, um nur einiges anzuführen, eine starke Abneigung gegen kommandierendes Auftreten, vordringliches Korrigierwesen, betonte Schneidigkeit, hochfahrenden Kastengeist, schnoddriges Absprechen, selbstgefälliges Renommieren, nervöses Ueberallanderspitzestehenwollen, geschwollenes Phrasenwälzen, schnellfertiges Urteilen, unduldsam heftiges Dekretieren. Er ist im Grunde konservativ, aber der geborene Demokrat. Er kann z. B. streng kirchlich gesinnt sein und seinen geistlichen Herren gar gröblich die Gefolgschaft versagen, wenn sie, wie bei den letzten Wahlen, in nicht kirchlichen Angelegenheiten gefordert wird. Er kann Sozialdemokrat und ein Schwärmer nicht bloß für Ludwig den Zweiten, sondern auch für den Prinzen Alphons sein. — Polizeifromm ist er garnicht. Respekt vor großen Worten, und kämen sie aus höchster Höhe, ist ihm nicht gegeben. Wie loyal er auch sein mag, servil gebärdet er sich schwerlich. Der oberbayrische Bauer nennt seinen Pfarrer, seinen Richter Du und wäre imstande, auch zum Kaiser Du zu sagen, ohne die Ehrerbietung verletzen zu wollen. D. h., nein, zum Kaiser doch nicht; der ist ihm zu fremd. Ihn würde er mit „ös“ anreden. Die Art des Auftretens mancher preußischen Offiziere gegenüber „Zivilpersonen“ wäre hier undenkbar. Ueberhaupt läßt sich der ganze Unterschied zwischen Preußen- und Bayerntum an nichts besser erkennen, als an der Verschiedenheit zwischen bayrischen und preußischen Offizieren in ihrem äußeren Gebaren. Ein Franzose sagte mir darüber einmal: Der preußische Offizier hat mehr Stil, der bayrische mehr Kultur. (Von den Damen der Berliner und der Münchner Gesellschaft urteilte derselbe Franzose so: Die Berliner Dame ist eleganter, die Münchner Dame hat mehr persönlichen Geschmack; jene wirkt oft distinguierter als Dame, diese meist reizender als Frau; der Geist der Berlinerin scheint mir agiler, der der Münchnerin munterer zu sein. — Ich setze das in Parenthese, weil es zwar als Urteil eines unbefangenen Ausländers interessant sein mag, aber gewiß nicht als gültige Durchschnittskennzeichnung angesehen werden kann.) — Auch die Art des Verkehrs zwischen Dynastie und Volk ist hier anders als in Preußen. Sie hat etwas Ungezwungeneres; es steht nicht so viel Spalier dazwischen. Die Wittelsbacher sind ein sehr stolzes Geschlecht, aber sie betonen den Stolz einer seit mehr als tausend Jahren souveränen Familie mehr im Umkreise der regierenden Häuser, als gegenüber

dem Volke, an dessen Spitze sie so lange stehen. Nur Ludwig II. hat eine Ausnahme gebildet. Er machte sich unsichtbar und bekam gerade dadurch einen Nimbus. Er war schließlich eine Art Märchenkönig. Er thronte geheimnisvoll auf einsamer Höhe und wurde gerade deshalb vom niederen Volke beinahe vergöttert. Denn dieses Volk, eben weil es sehr urwüchsig ist, ist sehr phantasievoll, und es ist überdies künstlerisch in hohem Grade begabt. Dieser König, der ganz Majestät war, unnahbar inmitten phantastischer Pracht, dem Gemeinen abhold, schweigend, einsiedlerisch, ohne Weib und Kind wie ein Priester, durchaus abgehoben von allem Werkeltäglichen, eine vollkommene Verkörperung des Begriffes König, wie ihn ein Kind haben mag, — diese Erscheinung wie aus einer andern Welt, aus einer andern Zeit imponierte diesem Volke aufs höchste. Er, der das Volk mied, war in einem überschwenglichen Grade populär und ist es noch. Man stelle ihn sich einmal in Preußen vor . . . . (Ein Vergleich mit Friedrich Wilhelm IV. wäre ganz verfehlt.) Dagegen würde ein König, der fortwährend mit betonter Majestät vors Volk treten, sich immerzu majestätisch in den Mittelpunkt aller Ereignisse stellen, selbstherrlich über alles entscheiden wollte, hier keine Aussicht haben, volkstümlich zu werden. Kann man schon nicht immer einen König haben, der wie der Sonnenball auf Wolken thront, so wünscht man Fürsten, die gleich ganz unauffällig, gewissermaßen demokratisch auftreten. Und so ist es jetzt in Uebung. Die strenge spanische Etikette, die den bayrischen Hof bei rein höfischen Angelegenheiten noch immer beherrscht, nuanciert das öffentliche Auftreten der Wittelsbacher nicht im entferntesten. Es ist dieselbe Erscheinung, wie bei der hohen bayrischen Aristokratie, die in sich selber exklusiver ist als etwa die preußische, im Verkehr mit anderen Volkskreisen aber alles betont Exklusive mit gutem Geschmack vermeidet.

Es ist symptomatisch, daß zwei Angehörige des Hauses Wittelsbach die ärztliche Praxis ausüben, und daß der eine von ihnen im Orchester der Wagnerfestspiele im Prinzregententheater mitwirkt. Und, man denke, nicht am Dirigentenpult! Sondern als Geiger, der einem ganz gewöhnlichen bürgerlichen Taktstock zu folgen hat.

Man erkennt hier auch in den höchsten Kreisen eine Souveränität der Kunst an. Es gilt als nobile officium, sie zu fördern, nicht aber, sie zu gängeln.

Als sich die Münchner Künstlerschaft in zwei Lager schied und die secessio in montem sacrum der Moderne erfolgte, stand der alte Prinzregent innerlich gewiß zu den Alten, aber es ist ihm nicht eingefallen, den Jungen ein Quos ego! zuzurufen. Er ging von da ab einfach in zwei Kunstausstellungen und kaufte Tierstücke aus zwei Lagern.

Gewährenlassen, nicht dekretieren! ist ein blau-weißes Prinzip. Auf allen Gebieten. Strömungen, die im Volke entstehen, künstlerische, geistige, politische, läßt man nach Möglichkeit ihren freien Verlauf nehmen und dämmt nur sehr behutsam, und nie unter Aufwendung lauter Machtsprüche, ab. So kommt es freilich, daß die Liberalen sagen, die Regierung sei klerikal, und die Klerikalen, sie sei liberal. Sie ist aber in

Wahrheit nur höchst gewissenhaft konstitutionell. Es ist nicht ihre Schuld, wenn jetzt auf lange Zeit hinaus eine Vormachtstellung des Zentrums im bayrischen Landtage etabliert wird. Aber auch die herrschende Partei wird nicht gegen das blau-weiße Prinzip der Duldsamkeit verstoßen können, selbst wenn das in ihrer Absicht läge, denn auch das bayrische Volk, und gerade in seiner katholischen Majorität, ist auf Toleranz angelegt. Die Partei hat nicht unter der gelb-weißen Fahne des Papstes, sondern unter der blau-weißen Bayernfahne gesiegt. Die Leute, die immer durchschauen lassen, es sei dies ein Sieg der Schwachen im Geiste über die Intellektuellen, mögen über die Maßen intellektuell sein, — sehr politisch handeln sie nicht. Sie handeln genau so politisch, wie die gewissen Norddeutschen, die den Bayern mit herablassender Freundlichkeit als eine Art zurückgebliebenen, zwar gutmütigen, aber durch Katholizismus und allzuvielen Biergenuß etwas verdunkelten Vetter behandeln.
Aber der Bayer ist nicht dumm, sondern blau-weiß, — und gerade das beweist, daß er nicht dumm ist.

Wohltäter der Menschheit.

Von Ernst Freiherr von Wolzogen.

Ob der deutsche Augurenbund noch existiert, weiß ich nicht, obgleich ich die Ehre habe, ihm anzugehören; zweifellos aber ist der Witz seines Namens und die Güte seiner Sache. Er hatte seinen Sitz in Leipzig und verfolgte, ohne jemanden durch Verpflichtungen materieller Natur, durch Statuten oder irgend welchen Formelkram zu belästigen, einzig und allein den Zweck, eifrig Umschau zu halten nach wahrhaft freien Geistern in allen Ländern deutscher Zunge, die durch Wort oder Tat ihre lächelnde Unberührtheit von allerlei Feldgeschrei des lauten Tages bewiesen hatten und sich anscheinend weder durch das Bruttogewicht der Massen, noch durch die selbstgefälligen Narrheiten überkultivierter Einzelner imponieren ließen. Solche Leute galten einfach als Auguren und wurden, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu werden, durch Verleihung eines bis zur Brustwarze reichenden und mit einem Eberhauer geschmückten Stabes ausgezeichnet. Außerdem beschäftigte sich der Bund damit, unfreiwilligen Großauguren in aller Welt die Ehrenmitgliedschaft durch erhaben stilisierte und edel kalligraphierte Handschreiben zu verleihen. So wurden im Jahre der Gründung des Bundes beispielsweise dem damaligen Unfehlbaren, Leo XIII., dem anderen Leo mit dem bürgerlichen Namen Taxil und dem Scharfrichter Reindl dergleichen Diplome übersendet.

Mich deucht, es lag ein feiner Witz in diesem kindlichen Spiele. Einerseits die Anerkennung der denkreifen Jugend — denn die Gründer des Bundes waren lauter junge Leute — für die wahren Führer vernünftiger zeitgemäßer Geistesbewegung und andererseits die ironische Belobigung wahrer Wohltäter der Menschheit: des Scharfrichters als handgreiflichsten Menschenfreundes, indem er die geschworenen Feinde der Gesellschaft um

eine Kopfeslänge verkürzt, des Papstes, dieses dreifach gekrönten Großaugurs, als des irdischen Statthalters aller himmlischen Herrlichkeiten, und Leo Taxils, dieses genialen Charlatans, der ein ganzes Konzil von Exzellenzen, Eminenzen und Eminentissimi dahin brachte, die Unterschrift des Teufels Bitru anzuerkennen!

Sind sie nicht wirklich die größten Wohltäter der Menschheit, jene wenigen Besitzer eines unbestechlichen Humors, die ernsten Leuten vorzulachen verstehen, den Philister kränken und den Snob durchschauen, dem dünkelhaften Zyniker mit der Pritsche derb auf den Kopf schlagen und dem einfältig Gutgläubigen lächelnd die Wange streicheln? Nicht die Possenreißer für den Pöbel habe ich im Sinn, nicht die Hofnarren des Philisteriums, sondern einzig jene gesegneten Tröster der Wissenden und darum Verzweifelnden: die fein lächelnden Auguren und die messianischen Narren eigenen Stils.

Für die gesunde Vernunft ist es wirklich eine Zeit zum Verzweifeln. Es will schier nichts mehr zusammenstimmen in dieser verrückten Welt von heute: zwischen Glauben und Wissen ist das Tischtuch endgültig zerschnitten und doch will man die beiden zwingen, unter einem Dache zu wohnen und sich auf der Straße zu grüßen; Kapital und Arbeit sind aufeinander angewiesen und doch hassen sie sich als Erzfeinde und steigern sich gegenseitig in groteske Formen der Ungerechtigkeit und des Unsinns hinein; der Weltverkehr verbindet alle Völker der Erde, und die Schöpfer seiner Möglichkeiten spicken ihre Grenzen mit Kanonen und ärgern sich gegenseitig mit Zöllen die Gallsucht an; geistige und materielle Werte werden im Ueberfluß erzeugt und das Zuviel vermodert auf den Gassen und verpestet die Luft für die Jungen und die Schwachen; die Intellektuellen beeifern sich, soweit sie für wohlanständig gelten wollen, Staats- und Religionsformen zu schützen und zu stützen, die ihnen ein Gegenstand heimlichen Gelächters sind; die, deren ehrlichste Sehnsucht es sein müßte, im Frieden patriarchalischer Fürsorge unterkriechen zu dürfen, erheben ein wüstes Geschrei nach Freiheit und Gleichheit; und die liebe Kunst tut auch nichts weniger, als daß sie in das Undsoweiter dieser garstigen Feindseligkeiten wenigstens die Grazie brächte. Man hat neuerdings das Wort „Unstimmigkeit" geprägt — Verwendung dafür hat man wahrlich auf Schritt und Tritt. Kein Wunder, daß alle Welt verstimmt ist und daß das moderne Weltkonzert eine chinesische Musik hervorbringt.

Der Wissende, der Augur, findet in dieser unstimmigen Gegenwart so viel zu lächeln, daß sein Lächeln in Gefahr ist, zur Fratze zu werden, die von der des Schwarzsehers kaum mehr zu unterscheiden ist. Aus dem Munde Peter Schlehmils hörte ich einmal das köstliche Wort: „Ich versteh' net, warum ihr so arg auf die heutige Zeit schimpfts! Mir is's grad' recht, bal mer sich so recht scheen giften kann!" Ja freilich, von dem Gesichtspunkt aus läßt unsere liebliche Moderne nichts zu wünschen übrig. Einschlafen kann man wenigstens nicht bei dem Spektakel, und die seelische Fettsucht kann auch nur ein Erzphilister bei so reichlich vorhandener Gelegenheit zur Gemütsbewegung kriegen.

Aber die Leute, denen das Giftspeien und das Giftschlucken eine Lust ist, befinden sich doch wohl in der Minderheit, und von der großen Mehrheit wird immer das befreiende Lachen vorgezogen werden.

Jede rüstig vorwärtsschreitende Kulturnation ist der Ueberzeugung, daß in ihrer lichtvollen Gegenwart sich die großstiligen Gaunereien und grotesken Narrheiten der Vergangenheit nicht wiederholen könnten. Aber ist nicht unser Leo Taxil mit seinem Teufel Bitru, den das Bischofskonzil von Trient feierlichst anerkennt, ein ebenso eleganter Charlatan, wie einst der geniale Cagliostro, und hat nicht erst in neuester Zeit ein geriebener alter Gauner, der Schuster Voigt, als Hauptmann von Köpenick nicht nur die Galerie, sondern auch das Logenpublikum in helle Begeisterung versetzt durch seine gelungene Parodie auf den Militarismus? Der Mann hat sogar Intelligenz genug besessen, um als bewußter Ironiker gelten zu dürfen, als er sich im Zuchthaus überlegte, daß mit dem Militär „ein Ding zu drehen" sei. Daß er durch seinen Gaunerstreich den ganzen Militarismus ad absurdum geführt habe wird kein Verständiger behaupten wollen; aber das große Gelächter über Köpenick hat, meine ich, dem Militär als Popanz wenigstens seinen Schrecken genommen. Ist der Mann, der das vollbrachte, nicht ein Wohltäter der Menschheit?

Und weiter: sollte man es für möglich halten, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein leibhaftiger Don Quixote unter uns wandeln könnte? Und doch ist dem so. Graf Pückler, der edle Hidalgo von Klein-Tschirne, ist, wie sein Ahnherr von der Mancha durch die Lektüre unsinniger Ritterromane, durch den Anblick krummer Judennasen sanft übergeschnappt und unternimmt, unbekümmert um all die entsetzlich nüchternen modernen Einrichtungen, Polizeileutnants, Staatsanwälte usw., im rasselnden Waffenschmuck seiner Urväter einen abenteuerlichen Ritt nach dem andern wider den bösen Erbfeind. Ist er nicht einfach köstlich, dieser liebe Graf, der seine Knechte auf die Ackergäule setzt und wider die markierte Judenschaft Attacke reiten läßt, und dann wieder nach der Reichshauptstadt zieht, blind und taub für allen Ulk, der mit ihm getrieben wird, das Volk zu Mord und Totschlag aufreizt und dann vor Gericht mit lächelnder Grandezza zugibt, sich im Interesse seiner heiligen Sache einer populären Phraseologie bedient zu haben?

Die gesamte Christenheit liegt sich seit Jahrhunderten in erbittertem Durcheinander in den Haaren um die große Frage, ob man die Vernunft irgendwie mit der Religion verquicken dürfte. Die Papstkirche sagt „quod non" und weist stolz auf ihre ungeheuerliche Macht über die Köpfe und Herzen der Gläubigen hin. Die protestantische Pfaffenschaft vergeht vor Neid auf diese Macht und bemüht sich, den Offenbarungsglauben durch Oberkonsistorialbeschlüsse zu stützen und der freien Forschung durch Höherhängung des pastoralen Brotkorbs den Spaß zu verderben. Da kommt so ein Erzschelm wie dieser Monsieur Leo Taxil und nagelt die ganze hochwürdige Orthodoxie auf seinen niedlichen Teufel Bitru fest, um hinterher lachend einzugestehen, daß dieser nunmehr offiziell beglaubigte Teufel von ihm unter dem Beistande eines hysterischen Frauenzimmers fabriziert worden sei. Resultat: ein brausendes Gelächter durch die ganze sogenannte zivilisierte Welt, über dem die ertappte Klerisei wenigstens für einen Moment den Atem anhält und sogar der offenbarte Teufel in der ersten Verlegenheit den Schwanz einzieht.

Oder aber: die zivilisierten Nationen blecken sich gegenseitig ihre Kanonenschlünde entgegen, um unter dem Schutze der bleichen Furcht ihre Industrieprodukte in auswärtigen Märkten abzusetzen und an ihren Waren- und Effektenbörsen ein unterhaltsam profitables Hasardspiel in flottem Gang zu erhalten. Und weil man schöne Generäle mit Federhüten und hochgewachsene Goldlitzenträger nicht wohl mit „Herr Börsenwächter" oder „Herr Kaffeesackgardist" anreden kann, ohne sie in ihrem berechtigten Selbstgefühl zu verletzen, so sagt man für Börse „heimischer Herd" und statt Kaffeesack „nationale Ehre" und gibt den frischen jungen liebenswürdigen Idealisten, die sich der militärischen Laufbahn widmen, als Entschädigung für die schwere Geduldprobe bei kargem Einkommen und geringen Chancen ein schönes Gewand und eine angenehme soziale Stellung. Die Bereitschaft, jederzeit sein Leben zu lassen für Dinge, die einen persönlich gar nichts angehen, verdient allerdings eine glänzende Entschädigung, und darum sollte jeder billig Denkende der Soldateska die Ehrenbezeigungen des Zivils vor dem Rocke des Königs und die Vorliebe begüterter Mädchenherzen für diesen Rock willig gönnen. Da kommt ein krummer alter Schuster daher, steckt sich in diesen königlichen Rock, den er beim Trödler erstanden, und erhält in dieser Erscheinungsform anstandslos die Kasse von Köpenick ausgeliefert. Die vaterlandslosen Sozis brüllen vor Schadenfreude. Der dickbäuchige Spießer, dem bei den Weibern kein Glück blüht, weil ihm Eleganz und Schneidigkeit gänzlich abgehen, feiert den krummen Schuster als Rächer seiner Ehre, und die deutsche Sentimentalität himmelt den alten Gauner als unschuldiges Opfer schmachvoller Verhältnisse an. — Auch das Gelächter über Köpenick war gut, obwohl der blasse Neid einen so starken Anteil daran hatte. Geßlers Hut auf der Stange kränkte die freien Schweizer mehr, als alle noch so fühlbaren Bedrückungen des Fronvogtes. Es gibt Hauptleute, die nach Wesen und Talenten rechte Schuster sind, und es gibt andererseits Schuster, die wahre Hauptkerle sind — diese simple Erkenntnis wieder einmal im besten Sinne populär gemacht zu haben, ist das Verdienst Wilhelm Voigts. Deshalb wird aber doch kein Vernünftiger der Jungfer Köchin oder den Kommerzienrats-Töchterlein grollen, wenn sie trotz Köpenick unentwegt dabei bleiben, für ihre Herzensbedürfnisse den Uniformierten den Vorzug zu geben. Schließlich haben sie auch recht, denn für die Mädels ist von Gottes Gnaden immer der Mann der beste gewesen, der mit derselben siegesgewissen Schneidigkeit heute in den Tanzsaal und morgen aufs Schlachtfeld spazierte.

Und endlich ist da die Rassenfrage. Nächst der Religion hat kein Prinzip soviel Haß in die Welt gesät, soviel Hirnschmalz gekostet und soviel Blut fließen lassen als die Rassenfrage. Den einen ist sie eine Torheit, den andern das letzte Agens aller Menschlichkeiten. In der neuen Welt liegen sich Weiß, Schwarz und Gelb in den Haaren und machen das Geschrei von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zur lächerlichen Farce, während in der alten Welt Sem, Ham und Japhet ihre Nachkommenschaften aufeinanderhetzen. Es ist ein Krieg, der nimmer enden kann, ehe nicht alles Blut der Menschheit in einen großen Bottich gegossen worden ist und die glorreiche Homunkelfabrik der Zukunft ihrem Universal-

produkt dadurch den endgültigen Frieden garantiert, daß sie in jede ihrer fertig vorgearbeiteten Normalpellen eine Kuchenspritze voll Blut aus jenem Bottich gibt.

Bis zur Erfüllung dieses schönen Traumes ist aber noch ein weiter Weg, und der Rassenhaß wird jahraus jahrein weiter säen und ernten dürfen. Inzwischen wollen wir den sinnreichen Junker von Klein-Tschirne herzlich willkommen heißen, der mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit eine so ergötzliche Zwischenaktmusik ausführt und das moderne Vorurteil gegen den frisch-fröhlichen Totschlag mit munterem Schneid bekämpft. Selbst die Inhaber höchst mißliebiger Nasen sollten sich ihm zu Dank verpflichtet fühlen, weil er das schwierige Kunststück ausgeführt hat, selbst diese dunkelste moderne Kulturfrage durch ein wenig grotesken Humor aufzuhellen.

Unsere Vernunft ächzt über die zahllosen Unstimmigkeiten des modernen Lebens — und doch: wäre ein absolut vernünftiges Dasein voller Logik und Gerechtigkeit auf die Dauer erträglich? Ich glaube nicht. Ich glaube, es ist besser so, wie es ist und der Menschheit zuträglicher, wenn sie Gelegenheit findet, sich abwechselnd krank zu giften und gesund zu lachen. Diejenigen aber, die ihr zum heilsamen Lachen verhelfen, sollte sie als ihre größten Wohltäter in Ehren halten.

Das Theater als Tempel.

Von Thomas Mann.

Uns Deutschen ist eine Ehrfurcht vor dem Theater eingeboren und anerzogen, wie keine andere Nation sie kennt. Was dem übrigen Europa eine gesellige Zerstreuung ist, gilt uns zum mindesten als Bildungsfaktor. Noch neulich hat der deutsche Kaiser gegen eine französische Schauspielerin geäußert: wie die Universität die Fortsetzung des Gymnasiums sei, so sei uns die Fortsetzung der Universität das Theater. Das ist, wie gesagt, das Mindestmaß von Respekt. Nur bei uns konnte eine Schrift wie „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" ans Licht treten. Nur bei uns konnte „Bayreuth" konzipiert und verwirklicht werden. Daß das Theater als Tempel möglich sei, ist ein nicht zu entkräftender deutscher Glaube, und dieses tiefernste theatralische Ideal ist vielleicht schuld daran, daß die deutsche Bühne so arm an heiteren Meisterwerken geblieben ist. Selbst für den aber, der die künstlerische Hegemonie des Theaters aus guten Gründen bekämpft, wird jene Möglichkeit immer ein Problem von großem Reiz bedeuten.

Als der tragische Chor im Tanz um den Altar der Thymele schritt, da war das Theater ein Tempel. Und in Bayreuth hat es nach Jahrtausenden zum zweitenmal — wenigstens die Miene eines Nationalaktes und künstlerischen Gottesdienstes angenommen: wobei der Verdacht, daß dieses Bayreuth doch schließlich nur der Ausdruck höchsten Künstlerehrgeizes und nicht ein Nationalausdruck sei, freilich nicht ganz zu unterdrücken ist. Auf jeden Fall ist es dem hieratischen Genie Richard

Wagners gelungen, ein Theater, ein bestimmtes, sein Theater, zu einer Weihestätte, einem über alles gemeine Theaterwesen erhöhten Haus der Mysterien zu machen, — ein Beginnen, an dem noch Goethe so gründlich scheiterte. Goethe nahm seine Entlassung von der Oberdirektion der Weimarer Bühne, weil der Herzog darauf bestand, daß eine „Spezialität", wie wir heute sagen würden, ein dressierter Pudel nämlich, auf dieser Bühne dem Publikum als Held eines Melodramas vorgeführt werde: er sah eine „Herabwürdigung" des Theaters darin. Vielleicht war hier der Weise einmal nicht weise. Vielleicht ist es unweise, so streng auf die Würde einer einzelnen Bühne zu halten, da doch, vernünftig überlegt, die Bühne an sich nichts ist, sondern in jedem Falle nur etwas vorstellt. Was ist das Theater? Ein Brettergerüst. Du kannst darauf auf den Händen gehen oder ein unsterbliches Gedicht rezitieren. Wo gestern Ballettbeine schwirrten, schreitet heute Medea. Das Theater verlangt so viel Vergessen, daß man auch noch vergessen mag, was „gestern" war. Das Theater ist eine Gegenwart und hat kein Gestern. Es ist recht häufig nur ein „Lokal"; aber sein Ehrgeiz, ein Tempel zu sein, wird immer wieder erwachen, und er ist gut in seinem Wesen gegründet.

Das Wesen des Theaters ist die Sinnlichkeit. Aber von der Sinnlichkeit, der Sinnfälligkeit bis zur Sinnbildlichkeit ist nur ein Schritt. Das Theater als symbolische Anstalt hat mich oft beschäftigt. Die Anzeichen dafür, daß das Sinnbild der eigentliche Sinn des Theaters sei, sind schon in den tiefsten Gegenden der theatralischen Kunst zu finden. Man betrachte in diesem Lichte einmal eine beliebte Bühnenpersönlichkeit niederen Ranges, irgend eine populäre Figur hinter der Rampe eines Vorstadt- oder Operettentheaters. Die Münchener zum Beispiel beklatschen „ihre" ***, diese gedrungene und kreischende Soubrette, die nichts wäre, als das, wenn sie nicht den Reiz der Echtheit hätte. Sie ist ein Typus, ein populäres Ideal; sie hat etwas Fürstliches, denn sie ist repräsentativ. Das Volk beklatscht sich selbst, indem es sie beklatscht. Solange sie, der Menge gegenüber, herausgehoben und erhöht auf den Brettern steht, ist sie in der Tat ein Sinnbild.

Aber der Symbolismus des Theaters reicht ja viel weiter und höher. Jede rechte Bühnen- und Schaugestalt großen Stils ist ein Sinnbild. Man denke sich den folgenden dichterischen Charakter. Ein Mann, edel und leidenschaftlich, aber auf irgend eine Weise gezeichnet und in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme unter den Regelrechten, unter „des Volkes reichen, lockigen Lieblingen"; vornehm als Ausnahme, aber unvornehm als Leidender, einsam, ausgeschlossen vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, und ganz und gar auf die Leistung gestellt. Gute Bedingungen, das alles, um die „Lieblinge" zu überflügeln, welche die Leistung nicht nötig haben; gute Bedingungen zur Größe. Und in einem harten, strengen und schweren Leben wird er groß, verrichtet öffentlich ruhmvolle Dinge, wird mit Ehren geschmückt für seine Verdienste, — bleibt aber in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme, sehr stolz als ein

Mann der Leistung, aber voller Mißtrauen in sein menschliches Teil und ohne Glauben daran, daß man ihn lieben könne. Da tritt ein junges Weib in sein Leben, ein lichtes, süßes, vornehmes Geschöpf. Sie liebt ihn um deswillen, was er tat und litt, sie verschmäht alle lockigen Lieblinge und erwählt ihn. Sein ungläubiges Entzücken lernt den Glauben. Sie wird seine Frau, und er ist in der Ehe fern von Eifersucht. „Sie hatte Augen ja und wählte mich!" Sie ist seine Versöhnung mit der Welt, seine Rechtfertigung, seine Vollendung, sie ist sein menschlicher Adel in Person. Und nun wird durch eine teuflische Ohrenbläserei dieser Mann langsam mit dem Verdacht vergiftet, daß sein Weib ihn mit irgend einem glatten und gewöhnlichen Burschen hintergehe. Langsam, unter Qualen zerfrißt der Zweifel seinen Stolz, seinen jungen Glauben an das Glück. Er ist dem Zweifel nicht gewachsen, er ist nicht sicher, die bittere Erkenntnis stellt sich ein, daß Seinesgleichen nie sicher sein kann, daß er sein Leben niemals auf Glück und Liebe hätte gründen dürfen und daß mit dem Glauben an dieses Liebesglück nun auch sein Leben vernichtet ist. „Warum vermählt' ich mich?!" Er bricht zusammen; und der Rest ist das Chaos, ist Mord und Selbstmord. — Man denke sich diesen Mann und Gatten als Helden einer erzählenden Dichtung. Der Romandichter wird sich nicht unbedingt genötigt fühlen, der Figur die Abzeichen ihrer Wesensart mit pittoresken Strichen ins Gesicht zu malen. Im Gegenteil wird er vielleicht einen besonderen Reiz darin finden, das Aeußere des Mannes in einen betonten, ironischen Gegensatz zu seiner seelischen Verfassung zu bringen, — so wird es ihn vielleicht lebenswahrscheinlicher dünken. Auf der Bühne aber, als Schaugestalt, ist dieser psychologische Typus — *ein Mohr*; er ist schwarz, seine besondere Art ist auf der höchsten Galerie als Schwärze sichtbar, er ist kein Typus mehr, er ist ein Sinnbild, ein Symbol, — der erhöhte Statthalter all derer, welche in irgend einem Sinne „schwarz" sind und darum nicht klug tun, sich zu vermählen. . . .

Die populäre Schauspielerpersönlichkeit ist symbolisch, die große Schauspielgestalt ist symbolisch, — mehr noch: auch das theatralische „Handeln", alles echt theatralische *Tun* ist symbolisch. Stets hat mich die Flagge, jene berühmte Flagge im dritten Akt von Ibsens „Klein Eyolf" interessiert, die Borgheim im ersten Auftritt auf Halbmast hißt und die am Ende dann Allmers zur vollen Höhe hinaufzieht . . . Das ist alles, was in diesem Akte getan wird, — es ist der eigentliche „Akt". Inmitten einer vollkommenen und äußersten Vergeistigung des Schauspiels bleibt als einziges naives, sinnliches und augenscheinliches Tun diese kleine, bedeutsame Zeremonie übrig, und sie ist mir als Zeremonie stets als theatralische „Handlung" par excellence erschienen.

Repräsentativität hat noch stets zur Zeremonie und zum Formalismus geführt, und die Symbolik des Theaters, in seiner Sinnlichkeit, seiner Augenscheinlichkeit gegründet, ist es in der Tat, worauf alle szenische Feierlichkeit beruht und wodurch sie innerlich gerechtfertigt wird. Von Feierlichkeit und gemessener Umständlichkeit ist der Szene

immer etwas geblieben: und gerade der niedrigsten. Wieviel Grotesk-Zeremonielles findet sich noch im Operettenstil, — welcher sich darin mit dem höchsten und ehrgeizigsten Schauspiel berührt, mit der Rütliszene, der Braut von Messina: nicht zu reden von dem konservativen Theater Europas, dem französischen, auf welchem noch heute ein abgezirkelter und reigenartiger Formalismus herrscht wie vor zweihundert Jahren. Wir kennen das nicht mehr, wir lachen wohl gar darüber, — wir haben das naturalistische Theater. Und dennoch: daß Stil, Form, Gemessenheit und Reigen zum Wesen der Szene gehören, daß „naturalistisches Theater" eine gröbliche contradictio in adjecto ist, — ich glaube, diese Erkenntnis beginnt auch bei uns nachgerade wieder zu dämmern.

Symbolik und Zeremoniell, — einen Schritt weiter noch, oder kaum noch einen Schritt, und wir haben die szenische Handlung an dem Punkte, wo sie rituell und Weiheakt wird, wir haben das Theater auf seinem Gipfel — nämlich auf dem Hügel von Bayreuth, wir haben das Schauspiel dort, wo es „Parsifal" heißt ... Kein Zweifel, daß der „Parsifal" Richard Wagners theatralischstes Werk ist, und sehr zweifelhaft eben darum, ob es sein künstlerischstes ist. Auf jeden Fall mußte er mit diesem Werke enden, und nicht leicht war eine Künstlerlaufbahn logischer, als seine. Eine Kunst der Sinnlichkeit und der symbolischen Formel (denn das „Leitmotiv" ist eine Formel, — mehr noch: es ist eine Monstranz) führt mit Notwendigkeit ins Zelebrierend-Kirchliche zurück, — ja, ich glaube, daß die heimliche Sehnsucht, der letzte Ehrgeiz alles Theaters der Ritus ist, aus welchem es bei Heiden und Christen hervorgegangen. Kirche und Theater, so weit auch ihre Wege auseinandergegangen sind, so sind sie doch stets durch ein geheimes Band verbunden geblieben; und ein Künstler, der, wie Richard Wagner, gewohnt war, mit Symbolen zu hantieren und Monstranzen emporzuheben, mußte sich schließlich als Bruder des Priesters, ja, selbst als Priester fühlen.

Die „Wirklichkeit" des Theaters, seine direkte Wirkung auf eine konkrete Versammlung, zusammen mit seiner unter allen Künsten außerordentlichen Wirkungssucht, war der Grund, warum es sich von jeher nur zu gern, nur zu skrupellos außerkünstlerischer Wirkungen bedient, die Sache auf fremde Gebiete hinübergespielt und an alle erreichbaren Glocken geschlagen hat. Es hat sich soziale, politische, nationale, moralische Wirkungen zunutze gemacht, — es hat sich die ehrwürdigste Wirkung, die religiöse, nicht entgehen lassen und wird sie sich in Zukunft vielleicht noch weniger entgehen lassen. Schiller hat in seiner Abhandlung über die Schaubühne die Verwandtschaft der Wirkungen von Religion und Theater in Meistersätzen ans Licht gestellt. Denkt man seine Gedanken zu Ende, so scheint es einem nicht mehr unmöglich, daß in irgend einer Zukunft, wenn es einmal keine Kirche mehr geben sollte, das Theater allein das symbolische Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen haben würde —, daß es die Erbschaft der Kirche antreten und dann allen Ernstes ein Tempel sein könnte.

Max Liebermann.*)

C'est avec la plus franche sympathie, que j'aurai joie à vous dire mon admiration pour l'art de Liebermann. Il est de ceux que nous appellons — un vrai peintre, par le sens profond qu'il a des choses de la vie.

Je me souviens avoir vu des toiles faites en Hollande qui m'ont paru d'admirables choses. J'ajouterai, pour la gloire de notre pays, que l'Ecole française du milieu du siècle dernier, me semble avoir eu une influence décisive sur l'art d'un des plus grands artistes que compte l'Allemagne contemporaine.

Roll,
Président de la Société Nationale des Beaux Arts (Paris).

*

Mon cher ami,

Dans la bataille esthétique qui a mis aux prises l'art libre et le pédantisme, l'amour de la vie et le culte des poncifs, l'indépendance cérébrale et l'asservissement aux lois sectaires et étroites de l'Institut, Liebermann s'est placé crânement du côté de la vérité. Il a aimé son temps et s'est désintéressé de la friperie mythologique devant laquelle s'hypnotisaient tous les peintres qui sont passés „sans laisser même leur ombre sur le mur", mais qui, à cette époque accaparaient les commandes, les honneurs et l'admiration des foules. Liebermann a un peu joué en Allemagne le rôle de Manet en France; il a su comprendre l'intérêt de la modernité, lui rendre son caractère propre, fixer sur la voile les gestes, les attitudes, la physionomie de ceux qui l'entouraient, et dont il partageait les joies et les souffrances. Tout d'observation et de sincérité, son art a renoué, en réalité, la tradition des grands maîtres, et nous conservons une sorte de reconnaissance attendrie pour le noble artiste qui n'a jamais menti, qui n'a jamais trahi et qui n'a jamais plié sa conscience aux marchandages louches ni aux concessions malpropres.

Bien cordialement à vous
Frantz Jourdain,
Président du Salon d'Automne, Paris.

Rundschau

Börse.

Das Scheckgesetz. Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich dunkel eines Märchens vom „Dukateneſel". Das war ein Wundertier, das automatiſch gemünztes Gold von ſich gab, wenn man es am Schwanze zog und eine beſtimmte Zauberformel dabei ſprach. Dieſem Dukateneſel iſt der deutſche Zahlungsverkehr unſerer Tage zu vergleichen. Er iſt, wie man weiß, durch und durch mit Gold geſättigt; und wenn man auch das Goldquantum, das er feſthält, nicht auf die Doppelkrone genau kennt, da ihm ein ſchwer zu ermittelnder Teil der Ausmünzungen durch Einſchmelzung und Auswanderung entzogen wird, ſo weiß man doch, daß mindeſtens $2^1/_2$ Milliarden Gold im Umlauf ſind. Dieſe zirkulierenden Milliarden ſind totes Kapital. Sie verteilen ſich auf Millionen einzelner Taſchen und ſind im Dunkel bürgerlicher Portemonnaies weder werbend tätig, noch tragen ſie Zinſen. Wenn es gelänge, ſie zu ſammeln und ſie der Reichsbank oder den großen Privatbanken zuzuführen, ſo wäre die deutſche Volkswirtſchaft mit einem Schlage um ein paar Milliarden reicher, und Induſtrie, Handel und Landwirtſchaft würden neu befruchtet werden. Dieſe Ausſicht iſt außerordentlich verlockend, und man iſt deshalb unabläſſig bemüht, dem Zahlungsverkehr ſein Gold abzuzapfen. Aber ſo energiſch man auch den Eſel beim Schwanze zieht, er gibt ſeine Dukaten nicht her. Solange man die Goldzahlung nicht durch ein beſſeres Zahlungsſyſtem zu erſetzen vermag, hält die deutſche Bevölkerung zähe an ihrem zwar ſchwerfälligen, aber ſoliden Barverkehr feſt. Nun hat man ſie zwar ſchon oft auf den Scheck als das beſte aller bekannten Zahlungsmittel hingewieſen und ihr die Zauberformel „Scheck ſtatt Bargeld" ins Ohr geſchrien. Aber außer im Verkehr der Banken untereinander hat der Scheck das Gold bisher nicht erſetzen können. Ein Volk iſt eben konſervativ in ſeinen Gewohnheiten und läßt ſich durch volkswirtſchaftliche Vorleſungen nicht von einem Zahlungsmittel abbringen, das es nun einmal praktiſch findet.

Dieſen außerordentlich plauſiblen Grund hat man aber zu keiner Zeit gelten laſſen wollen; vielmehr ſollte die ſpärliche Verwendung des Schecks ihren letzten Grund im Fehlen eines Scheckgeſetzes haben. Nun iſt es ja wahr, daß ein Scheck, der das bare Geld erſetzen ſoll,

*) Des ſpäten Eingangs wegen in dieſem Heft.

diesem an absoluter Zahlungskraft möglichst nahe kommen muß. Und bisher fehlten ihm dazu einige Vorbedingungen, zum Beispiel der Regreß gegen den Aussteller und die Giranten im Falle der Nichteinlösung sowie die Festsetzung einer Inkasso-Frist. Aber in Wirklichkeit ist sich das Publikum dieser Mängel nie bewußt gewesen; des Hauptmangels eines fehlenden Regreßrechts schon deshalb nicht, weil der landesübliche deutsche Scheck auf den Inhaber lautet und gar nicht giriert wird. Wenn der Scheck sich bei uns nicht eingebürgert hat, so liegt das ganz und gar nicht daran, daß seine Annahme häufig verweigert würde, sondern daran, daß seine Ausstellung nur selten erfolgen kann. Denn die Voraussetzung einer Zahlung mittels Schecks ist doch, daß der Zahlende ein Depositenkonto bei einer Bank hat. Aber nur ein kleiner kaufmännisch geschulter Teil der Bevölkerung unterhält ein solches Konto. Die große Mehrzahl hält ihr Geld von den Banken fern. Weshalb? Aus hundert Gründen. Ein Hauptgrund ist, daß das deutsche Volk an die noch sehr junge Institution der Depositenbank noch nicht gewöhnt ist und zu dem ganzen Bankierstande nur ein sehr bedingtes Vertrauen hat; ein Vertrauen, das überdies häufig genug gemißbraucht wird. Ein weiterer und viel zu wenig beachteter Grund ist der, daß dieselben Banken, die Depositengelder an sich zu ziehen bestrebt sind, gleichzeitig in ihrer Eigenschaft als Finanzhäuser Effekten unterbringen wollen. Mancher Privatmann tritt mit der Absicht zur Tür herein, sich ein Scheck-Konto eröffnen zu lassen, und verläßt die Bank statt mit einem Scheckbuch mit einem Posten Pfandbriefe oder Aktien unter dem Arm. Statt Gläubiger der Bank ist er ihr Schuldner geworden. Das ist in England anders. Die Banken beleihen dort Effekten und machen sie zur Unterlage neuer Scheck-Rechnungen, während bei uns das Depositen-Konto im Entstehen bereits durch die Verkaufstätigkeit der Banken ums Leben gebracht wird. Schon aus diesem Grunde ist auf einen nachhaltigen Aufschwung des Depositen- und Scheck-Verkehrs nur dann zu rechnen, wenn es bei uns zu der englischen Scheidung zwischen Depositen- und Effekten-Banken kommt.

Aber es soll nun einmal durchaus das Fehlen eines Scheckgesetzes sein, was den Hartgeld-Verkehr bei uns zur Volksgewohnheit macht. Das ist so oft und von solchen Kapazitäten behauptet worden, daß es geradezu eine Kühnheit ist, anderer Ansicht zu sein. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben noch im vorigen Herbst diese Kühnheit gehabt. Das ist ihnen aber sehr verdacht worden, und sie haben seither den Wert der eigenen Meinung dadurch zu cachieren gesucht, daß sie sich jetzt mit aller Energie für die Schaffung eines lebhaften Scheckverkehrs ins Zeug legen und sogar ein paar Preise für populäre Darstellungen des Scheckwesens aussetzen. Sie hoffen wohl, daß man ihnen ihre Opposition gegen die gesetzliche Regelung des Schecks vergessen wird, wenn sie für den Scheck selbst in die Posaune der öffentlichen Meinung stoßen. Daran tun sie um so klüger, als ihre Opposition ihnen nichts genützt hat. Denn das Scheckgesetz ist bereits da und wird im Herbst an den Reichstag gelangen. Sein vorläufiger Text ist unlängst publiziert worden, und man muß sagen, daß das Reichsamt des Innern eine gute Arbeit geliefert hat. Es ist anscheinend Posadowky's Abgangsarbeit gewesen. Alle Wünsche erfahrener Kaufleute sind berücksichtigt, alle Fehler, die noch der unter den Tisch gefallene Entwurf von 1892 enthielt, sind vermieden worden. Einige Abweichungen vom englischen Vorbild erscheinen durch die andersgearteten deutschen Verhältnisse gerechtfertigt. Am Scheckgesetz wird es also nicht liegen, wenn das Depositenwesen in Deutschland jetzt keinen kräftigen Aufschwung nehmen sollte. Es wird aber auch umgekehrt nicht am Gesetz liegen, wenn sich der Zahlungsverkehr mittels Schecks wirklich ausbreitet. Denkbar ist es ja, daß künftig die Staats- und Kommunalkassen alle Lieferungen und alle Gehälter in Schecks begleichen und so manchen Kaufmann und Beamten veranlassen werden, sich ein Scheck-Konto errichten zu lassen, wodurch er eine Gutschrift seiner Bezüge ermöglichen und das umständliche Bar-Inkasso vermeiden würde. Nur ein solcher auf Verrechnung beruhender und das Bargeld ausschaltender Scheckverkehr hätte überhaupt einen volkswirtschaftlichen Zweck. Aber Staat und Städte brauchten mit einer solchen Aenderung ihrer Zahlungssitten durchaus nicht auf das Scheckgesetz zu warten. Das Scheckgesetz schützt ja mehr den Zahlungsempfänger als den Zahlenden; den öffentlichen Kassen gegenüber verzichtet aber wohl jeder gern auf den Schutz. Und außerhalb der Verwaltungen wartet niemand auf das Gesetz, um sich ein Depositen-Konto errichten zu lassen. Wer das Bedürfnis danach empfindet, wird es ohne weiteres heute schon befriedigen und die wenigen Fährlichkeiten, denen der Scheckverkehr heute ausgesetzt ist, ruhig in Kauf nehmen; denn auch beim Barverkehr gibt es eine Gefahr der Fälschung.

Wenn die Dinge sich so entwickeln, wie es der Reichsbank-Präsident und Dutzende kaufmännischer Organe wünschen, so werden wir in Jahr und Tag einen lebhaften Scheckverkehr in Deutschland haben. Tritt der unwahrscheinliche Fall wirklich ein, daß englische Zahlungssitten sich in Deutschland einbürgern, und daß bei uns in ein paar Jahren durch künstliche Züchtung ein System Geltung erlangt, das in England

Jahrzehnte und Jahrhunderte brauchte, um sich durchzusetzen, so wird eine Milliarde baren Geldes entbehrlich werden. Was dann? Es wäre töricht zu sagen, daß das ohne jeden Nutzen wäre. Denn es ständen immerhin sechs- oder siebenhundert Millionen mehr als heute zur Verfügung der deutschen Volkswirtschaft. (Der Rest würde als Bar-Reserve zurückgehalten werden müssen.) Das würde nach dem landesüblichen Zins berechnet jährlich einen Nutzen von etwa 25 Millionen ergeben, in den die Banken und ihre Depositen-Kunden sich zu teilen hätten. Entschieden ein nationaler Gewinn. Dazu tritt während der Uebergangszeit, allerdings nur während dieser, der Gewinn eines etwas leichteren Geldstandes, als wir ihn ohne die Verwandlung umlaufender Goldmengen in stehendes Kapital haben würden; das ist ja momentan die Haupt-Triebfeder der Propaganda für den Scheck. Da aber bekanntlich nichts in der Welt umsonst gegeben wird, so entsteht die Frage: Womit wird dieser Gewinn erkauft? Ein Blick auf England zeigt es uns: Mit der eminenten Gefahr, die ein hochgetürmtes Kreditsystem auf schmaler Goldunterlage für jedes Land bedeutet. Die Gelder, die durch den Scheck zu den Banken getrieben werden, sind diesen nicht geschenkt, nicht einmal auf festbestimmte Zeit geliehen. Sie können in der Mehrzahl jederzeit zurückgezogen werden, und werden denn auch jedesmal gekündigt, sobald eine nahende Krise befürchten läßt, daß diese oder jene Bank eine Tages ihre Schecks nicht werde einlösen können. Dann kommt es darauf an, wie die Gelder angelegt worden sind, und ob sie schnell oder nur langsam eingezogen werden können. Danach richtet sich dann die Intensität der Krisis. Stets aber sind in England die Krisen heftiger gewesen als in Deutschland, wo ein Goldfonds von mehr als doppelter Höhe eine wertvolle Reserve bildete. Dieser Reserve soll sich Deutschland jetzt um eines jährlichen Nutzens von 25 Millionen willen begeben. Das mutet mich fast an wie die Wolkenschießerei, die eine Zeitlang beliebt war: Um die Regenwolken von einem bestimmten Fleck zu vertreiben und der Landwirtschaft einen Schaden von ein paar hundert Mark zu ersparen, verknallte man für zehntausend Mark Pulver. . . .

Alfred Lansburgh.

Politik.

Wie soll das werden? Seit Orient und Occident nicht mehr zu trennen sind, darf der politische Chronist, ohne den Vorwurf der Ueberhebung scheuen zu müssen, von einer „Rundschau“ sprechen. Sein Amt wird durch die Fülle der Gesichte, die im Zeitalter des Verkehrs auf ihn eindringt, zugleich erschwert und erleichtert. An „Stoff“ fehlt es dem Publizisten von heute nie; es gilt nur noch, ihn zu gestalten, das Nachrichtenchaos kosmisch zu ordnen. Das ist nicht leicht und ist um so schwerer, weil die internationale Politik einen so ausgesprochenen Uebergangscharakter trägt. Gewiß ist jede Zeit eine Uebergangszeit, sogenannte reinliche Scheidungen sind im geschichtlichen Leben nicht möglich, Grenzlinien lassen sich nicht ziehen, ein Ultimo läßt sich nicht normieren. Alles fließt, und die Cäsuren, die wir anbringen, sind technische Hilfsmittel unserer mehr oder minder geistreich motivierten Willkür. Trotzdem aber gibt es doch wohl Zeiten, die sich in besonderem Sinne als Uebergangsperioden darstellen. Die internationale Politik zeigt heute eine keimreiche, kombinationsfrohe Vielgestaltigkeit, die in der Geschichte noch nicht erschaut war, und fast überall drängt sich die Frage auf: Was will das werden? In diesen Wochen waren die Blicke der politisch Interessierten vor allem auf Japan gerichtet. Wird das aus dunkler Tiefe quellende Rassenempfinden, der ererbte Kriegergeist im Verein mit dem durch Bodenarmut und Uebervölkerung aufgezwungenen Expansionsdrang die „Preußen des Ostens“ zu ihrem dritten Kriege treiben? Oder wird staatsmännische Weisheit die Atavismen des Feudaladels und die Instinkte der Masse unterjochen? Die leitenden Männer beschwichtigen, denn die Finanzen sind erschöpft, und noch zeigt die Rüstung klaffende Lücken. Aber auch sie müssen sich sagen, daß jeder Tag ihre Chancen verschlechtert. Amerika ist alarmiert und wird von nun an in fieberhaftem Tempo rüsten, es wird an der bedrohten Küste seine Vorkehrungen treffen, die Flotte verstärken, und der Panamakanal wird seine Aktionsfähigkeit erhöhen. So steht jetzt Japan vor der schwersten Frage, vor die ein Volk überhaupt gestellt werden kann: vor der Frage nach dem Präventivkrieg. Der Krieg ist heute noch keineswegs unvermeidlich. Sollen wir, so werden die japanischen Staatsmänner sich grübelnd das Hirn zermartern, sollen wir ihn führen, weil er in zehn Jahren vielleicht unvermeidlich sein wird? Fürst Bismarck hat diese Frage bekanntlich verneint; er war der Ansicht, daß man dem lieben Gott nicht ins Handwerk pfuschen und den unbegrenzten Möglichkeiten der Entwicklung nicht vorgreifen dürfe, aber freilich, als er die Emser Depesche redigierte, hätte sich der Krieg vielleicht auch noch vermeiden lassen. Ohne Schande für Deutschland, denn die Legende, daß Benedetti den König brüskiert habe, ist längst widerlegt. Gerade für tatkräftige Politiker ist die Versuchung groß, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, und in Japan findet die sentimentale Betrachtung des Krieges noch keinen Raum. Doch, mag es auch gelingen,

den Ausbruch der Feindseligkeiten hinauszuschieben, nach menschlicher Voraussicht ist auch hier aufgeschoben nicht aufgehoben. Denn die Motive — der Antagonismus der Rassen, die wirtschaftliche Konkurrenz in Ost-Asien, der notgezeugte Expansionsdrang — bleiben bestehen. Die internationale Diplomatie rechnet denn auch mit dem japanisch-amerikanischen Kriege wie mit einem unentrinnbaren Fatum. Heute die Aussichten abwägen zu wollen, wäre verfrüht und würde uns in ein Labyrinth führen. Wie würde China sich verhalten, das sich langsam und unwillig aus der Jahrtausende währenden Dämmerung emporhebt? Würde das geknechtete Korea sich empören, das jetzt mit der Naivität der Verzweiflung dem „Parlament der Menschheit" im Haag seine Not geklagt hat? Wie würde Australien, das die Japaner fürchtet und haßt, Englands Haltung beeinflussen? Wäre es nicht denkbar, daß für England der casus foederis entstände, wenn etwa Mexiko sich t r Neutralität begäbe? Würde die Gärung in Indien, über die wir so wenig Authentisches erfahren, weil die Engländer alle Nachrichtenquellen geflissentlich unterbinden, sich nicht zur Revolution steigern? Würde Rußland, das jetzt resigniert mit dem Gegner über die Korrektur des Friedens von Portsmouth verhandelt, ihm nicht vielleicht in die Flanke fallen? Eine Reihe innig miteinander verflochtener Probleme ... und die Liste macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Fest steht heute nur die wichtige Tatsache, daß Amerika entschlossen nach Westen hin Front gemacht hat. Die Zeit der politischen Autarchie ist vorüber, und eine Epoche der Expansion hat begonnen. Diese Epoche des schrankenlosen Umsichgreifens setzt gerade zu einer Zeit ein, wo der Präsident die Erobererttypen des wirtschaftlichen Lebens, die großen und skrupellosen Expansionisten, wie Rockefeller und Harriman, mit der rauhen virtus seiner bierehrlichen Beredsamkeit als Banditen brandmarkt und den Staat gegen ihre unersättliche Gier aufruft.

Rußland, das Reich, das Jahrhunderte lang dem Moloch der Expansion gefröhnt hat, Rußland ruht nun. Die einen sagen: La Russie se recueille; die anderen: Ein Leichentuch ist über das unermeßliche Reich gebreitet. Die tiefste Hoffnungslosigkeit herrscht, und das neue Experiment, die Grundbesitzer-Duma, von der die Regierung das Heil erwartet, interessiert kaum noch. Man weiß: sie wird servil sein, oder sie wird nicht sein. Das Volk, durch dreifachen Terrorismus, den der Regierung, den der Reaktion, den der Revolutionäre, verschüchtert, duckt sich in dumpfem Schweigen.

Es ist nur natürlich, daß die unglückselige innere Zerrüttung die Bündnisfähigkeit Rußlands minderte. Niemand kann sich darüber wundern, daß die Haltung der französischen Regierung, der Presse und der Finanzwelt immer kühler wurde, je unaufhaltsamer die Zersetzung im Zarenreiche fortschritt. Wenn die „Nowoje Wremja" jetzt den Franzosen ihre Sünden vorhält, so sieht sie den Splitter im Auge ihres Nächsten, ignoriert aber klüglich den Balken im eigenen Auge. In ihrer Entrüstung hat sie sogar einen köstlichen Witz wider Willen verbrochen, indem sie der störrischen Republik drohte, Rußland werde die entliehenen Milliarden auf einem Brett an Frankreich zurückzahlen, so daß der französische Kapitalist in seinem Fett ersticken müsse. Es läßt sich eben auf die Dauer nicht verleugnen, daß das Bündnis zwischen einer Barbarokratie und einer Demokratie ein widernatürliches ist. Freilich dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß ein Sieg der revolutionären Tendenzen in Rußland aus ähnlichen Gründen nicht zur Annäherung an Deutschland, sondern zur Annäherung an Frankreich geführt und unsere Stellung erheblich erschwert hätte. Wenn jetzt die russische Presse ein wenig mit uns kokettiert, so werden wir gut tun, nicht sofort wieder in den altgermanischen ululatus auszubrechen, mit dem ein Teil unserer Presse jede Hoffnung auf eine „Entente" zu begrüßen pflegt. Aber wie glücklich sind wir Deutsche doch: eben wurde eine Annäherung an Frankreich signalisiert, jetzt ist Rußland zu einem Flirt geneigt. Vielleicht wird der Leiter der deutschen Geschicke die Gelegenheit wahrnehmen, uns nun endlich den verheißenen „herrlichen Tagen" entgegenzuführen. Die Masse des Sechzig-Millionen-Volkes trottet beseligt hinterdrein. Was aber wird aus Herrn von Tschirschky? Cruelle énigme. Wer weiß denn, ob er sein Schemendasein noch weiter fortfristet, oder ob er, „Cestius' Mal vorbei", leise zum Orkus hinabgeglitten ist? Einstweilen gleicht Deutschland einer wohlassortierten Konditorei. Der Kaiser teilt Süßigkeiten an die Fremden von Distinktion aus, der Kanzler füttert die ungeduldigen Liberalen. Er wählt dazu Fondants, eine rasch wegschmelzende Kost ohne Nährgehalt. Wir leben von Hoffnungen, und so sei es auch verzeichnet, daß sich im deutschen Katholizismus eine Supplikanten-Bewegung gegen den Index, die schwarze Liste der Schwarzen, regt. Von einer „deutschen Liga", wie das päbstliche Leibblatt die Gruppe der Bittsteller nennt, kann nicht die Rede sein, denn in diesem Wort tönt Waffenklang, und heute wird niemand das Schwert des Geistes wider Rom zücken. Noch weniger von einem „katholischen Kulturbund". Kulturbünde sind an sich schon verdächtig, weil Kultur nur der einzelne durch ganz persönliche Arbeit erwerben kann. Ein katholischer Kulturbund aber ist insofern ein Widersinn, als dem gläubigen Katholiken die Freiheit des Irrtums versagt ist, diese Freiheit, der wir, weil sie allein zur

schöpferischen Wahrheit führt, in unserem Herzen Altäre bauen sollten. Nein, es ist nur eine demütige und allergetreueste Opposition, aber es ist eine Opposition. Und die Kurie ist nervös geworden, während doch die Kirche, „patiens, quia aeterna", solche Episoden mit ruhiger Majestät verrinnen lassen könnte. Die Kirchen, die protestantische wie die katholische, fühlen eben, daß sie sich den Geist der Zeit weder zu unterjochen noch zu assimilieren vermögen. Sie herrschen nur noch durch mechanische Mittel, und der Staat erniedrigt sich willig zu Knechtsdiensten. So ist z. B. in Preußen und Bayern die Leichenverbrennung untersagt. Die Mucker herrschen, und Bäffchen oder Soutane, das macht keinen Unterschied. Der Staat hemmt uns um ihretwillen in unseren natürlichen und berechtigten Bestrebungen, und dieser Widerstreit zwischen dem vorwärtsdrängenden, schaffenden Menschentum und dem bremsenden, unfruchtbaren Tschin des Staates und der Kirche erzeugt die problematische Lage, die uns die besorgte Frage: „Was will das werden?" abnötigt.

Eduard Goldbeck.

Pariser Brief.

Die Chardin-Fragonard-Ausstellung. Künstler und Dilettanten, die die Chardin-Fragonard-Ausstellung besuchen, freuen sich über die große Menge der dort ausgestellten Gemälde, soviel Chardins oder Fragonards hat man noch nie beisammen gesehen. Und wenn sie dann in den Katalogberichten lesen, daß es noch viel mehr Bilder von diesen Meistern gibt, dann wächst ihre ästhetische Freude.

Betrachten wir also die Gemälde. Chardin zeigt sich uns in seiner so sympathischen Arglosigkeit, weltfremd, ohne jede Beziehung zu der Zeit, in der er lebte; Fragonard in der liebenswürdigen Grazie des großen Liebhabers und Plauderers. Die Bilder der beiden Künstler gewähren eine doppelte Aussicht in das Jahrhundert, das gleichzeitig das Voltaires und Rousseaus, das Marmontels und Diderots, das der Madame du Barry, der Madame von Lespinasse, des Finanzmannes Bouret und des Pacifisten Abbé de St. Pierre ist; in ein Jahrhundert, das wie alle Jahrhunderte reich an Gegensätzen war: frivol und empfindsam, leichtsinnig und leidenschaftlich. Jedesmal, wenn Chardins gezeigt werden, bemerkt die Kritik, daß Chardin das Vorhandensein ruhiger bürgerlicher Tugenden im 18. Jahrhundert beweist. Man wüßte es ohnehin, aber ein guter Beweis ist nie zu verachten.

Man ist — und zwar nicht ohne Grund — gegen manche Bilder, deren Schicksal man nicht von Ort zu Ort verfolgen kann, mißtrauisch geworden. Hüten muß man sich aber davor, alle Bilder, die nicht die gewohnte Manier des Künstlers zeigen, ohne weiteres für unecht zu erklären. Schon der Besuch in dem Atelier eines lebenden Künstlers ist in bezug darauf interessant und belehrend, denn fast jeder Künstler ist aus Skizzen wiederzuerkennen, die durchaus von der Art seiner übrigen Schöpfungeu abweichen; es sind Versuche, die er wieder fallen ließ.

Aber hier erscheinen drei oder vier Fragonards und ein Chardin (was für eine Ausstellung von 250 Gemälden nicht viel ist) ganz abweichend vom Stil, das heißt vom Stil der Zeit, des guten alten Jahrhunderts. Aber das hinderte nicht, daß die Sammelwut sie unter die Chardins oder Fragonards einreihte.

Das schadet aber nichts. Diese Bilder heben eben durch den Unterschied der Auffassung den ästhetischen Eindruck der schönen, echten Gemälde; durch die zweifelhaften Fragonards steigen die echten im Wert, gerade wie seinerzeit ein wohlangebrachtes Schönheitspflästerchen den Teint der Schönen hervorhob.

Gustave Kahn.

Bemerkung. Die Notiz Werner Sombarts in Heft 4 bezog sich auf den sozialpolitischen (kulturphilosophischen) Teil der Zeitschrift.

Der Aufsatz von Thomas Mann wird in erweiterter Form in der Zeitschrift „Nord und Süd" erscheinen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feftl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.